Buddhistisches Leben und Denken

Herausgegeben vom Verlag des Buddhistischen Holzhauses Berlin-Frohnau, Edelhofdamm 60

Jahrgang IX Heft 2 Juli/September 2482 1938

Ueber die erste Lehrrede der Mittleren Sammlung

Vor einiger Zeit ging uns aus Ceylon von Bhikkhu Nml. eine Übersetzung der ersten Lehrrede der Mittleren Sammlung („Grundbetrachtung" oder „Grunddarlegung") zu, die wir nachstehend wiedergeben:

So habe ich gehört. Einst weilte der Erhabene bei Ukkattha im Hehren Haine am Fuße eines nächtigen Sal-Baumes.

Dort nun wandte sich der Erhabene an die Mönche. „Ihr Mönche!" sprach er.

„Ehrwürdiger!" erwiderten jene Mönche dem Erhabenen. Der Erhabene sprach also:

„Die Grunddarlegung aller Dinge werde ich euch geben. So höret denn und erwäget wohl im Geiste meine Worte."

„Ja, Ehrwürdiger!" erwiderten jene Mönche dem Erhabenen. Der Erhabene sprach also:

„Da ist einer ein unerfahrener Weltling, schenkt den Edlen keine Beachtung, ist der Lehre der Edlen unkundig, in der Lehre der Edlen ungeschult; schenkt den Guten keine Beachtung, ist der Lehre der Guten unkundig, in der Lehre der Guten ungeschult. Dieser nimmt das Feste Element als Festes Element wahr, und hat er das Feste Element als Festes Element wahrgenommen, so dünkt er sich Festes Element oder dünkt sich im Festen Element oder dünkt sich jenseits des Festen Elementes oder denkt, ‚Mein ist das Feste Element', und am Festen Element findet er Gefallen. Und warum? Weil er es nicht völlig durchdrungen hat, sage ich.

Er nimmt das Flüssige Element als Flüssiges Element wahr, das Hitze-Element als Hitze-Element, das Wind-Element als Wind-Element, die Geschöpfe als Geschöpfe, die Himmelswesen als Himmelswesen, den Herrn der Schöpfung als Herrn der Schöpfung, den Brahma als Brahma, die Leuchtenden Götter als Leuchtende Götter, die Strahlenden Götter als Strahlende Götter, die Gewaltigen Götter als Gewaltige Götter, den Allmächtigen als Allmächtigen, das Gebiet der Raumunendlichkeit als Gebiet der Raumunendlichkeit, das Gebiet der Bewußtseinsunendlichkeit als Gebiet der Bewußtseinsunendlichkeit, das Gebiet des Nichtdaseins [1]) als Gebiet des Nichtdaseins, das Gebiet der Weder-Wahrnehmung noch Nicht-Wahrnehmung als Gebiet der Weder-Wahrnehmung noch Nicht-Wahrnehmung, das Gesehene als Gesehenes, das Gehörte als Gehörtes, das Empfundene als Empfundenes, das Erkannte als Erkanntes, die Einheit als Einheit, die Vielheit als Vielheit, das Ganze als Ganzes ...; er nimmt das Nirwahn als Nirwahn wahr, und hat er das Nirwahn als Nirwahn wahrgenommen, so dünkt er sich Nirwahn oder dünkt sich im Nirwahn oder dünkt sich jenseits des Nirwahn oder denkt, ‚Mein ist das Nirwahn', und am Nirwahn findet er Gefallen.

Und warum? Weil er es nicht völlig durchdrungen hat, sage ich.

Der Mönch aber, ihr Mönche, der ein Kämpfer ist, noch nicht das Ziel erreicht hat, der noch um die höchste Sicherheit ringt, auch er erkennt das Feste Element als Festes Element, und hat er das Feste Element als Festes Element erkannt, so möge er sich nicht Festes Element dünken oder möge sich nicht im Festen Element dünken oder möge sich nicht jenseits des Festen Elementes dünken oder möge nicht denken, ‚Mein ist das Feste Element', und am Festen Element möge er kein Gefallen finden.

Und warum nicht? Damit er es völlig durchdringe, sage ich.

.... Er erkennt das Nirwahn als Nirwahn, und hat er das Nirwahn als Nirwahn erkannt, so möge er sich nicht Nirwahn dünken oder möge sich nicht im Nirwahn dünken oder möge sich nichts jenseits des Nirwahn dünken oder möge nicht denken, ‚Mein ist das Nirwahn', und am Nirwahn möge er keinen Gefallen finden.

Und warum nicht? Damit er es völlig durchdringe, sage ich.

---

[1]) Wörtlich: Der Nichtetwasheit (d. R.).

Da aber, ihr Mönche, ist der Mönch ein Heiliger, hat die Triebe zur Versiegung gebracht, das Reinheitsleben ausgelebt, die Aufgabe erfüllt, die Bürde von sich geworfen, sein eignes Heil erreicht, die Daseinsfessel zerstört und ist im rechten Wissen erlöst. Auch er erkennt das Feste Element als Festes Element, und hat er das Feste Element als Festes Element erkannt, so dünkt er sich nicht Festes Element oder dünkt sich nicht im Festen Element oder dünkt sich nicht jenseits des Festen Elementes oder denkt nicht, ‚Mein ist das Feste Element', und am Festen Elemente findet er keinen Gefallen.

Und warum nicht? Weil er es völlig durchdrungen hat, sage ich — weil er nach Versiegung der Gier aller Gier entgangen ist, sage ich — weil er nach Versiegung des Hasses allem Hasse entgangen ist, sage ich — weil er nach Versiegung des Wahnes allem Wahne entgangen ist, sage ich.

.... Er erkennt das Nirwahn als Nirwahn, und hat er das Nirwahn als Nirwahn erkannt, so dünkt er sich nicht Nirwahn oder dünkt sich nicht im Nirwahn oder dünkt sich nicht jenseits des Nirwahn oder denkt nicht, ‚Mein ist das Nirwahn', und am Nirwahn findet er keinen Gefallen.

Und warum nicht? Weil er es völlig durchdrungen hat, sage ich — weil er nach Versiegung der Gier aller Gier entgangen ist, sage ich — weil er nach Versiegung des Hasses allem Hasse entgangen ist, sage ich — weil er nach Versiegung des Wahnes allem Wahne entgangen ist, sage ich.

Auch der Vollendete, ihr Mönche, der Heilige, Vollkommen Erleuchtete erkennt das Feste Element als Festes Element, und hat er das Feste Element als Festes Element erkannt, so dünkt er sich nicht Festes Element oder dünkt sich nicht im Festen Element oder dünkt sich nicht jenseits des Festen Elementes oder denkt nicht, ‚Mein ist das Feste Element', und am Festen Element findet er keinen Gefallen.

Und warum nicht? Weil er es völlig durchdrungen hat, sage ich. ‚Begehren ist des Leidens Wurzel', so erkennt er; ‚durch Werden kommt es zur Geburt, durch Geburt zu Alter und Tod'. Darum, sage ich, hat der Vollendete nach völliger Vernichtung, Aufhebung, Erlöschung, Verwerfung und Verleugnung des Begehrens die höchste vollkommene Erleuchtung verwirklicht.

... Er erkennt das Nirwahn als Nirwahn, und hat er das Nirwahn als Nirwahn erkannt, so dünkt er sich nicht Nirwahn

oder dünkt sich nicht im Nirwahn oder dünkt sich nicht jenseits des Nirwahn oder denkt nicht, ‚Mein ist das Nirwahn', und am Nirwahn findet er keinen Gefallen.

Und warum nicht? Weil er es völlig durchdrungen hat, sage ich. ‚Begehren ist des Leidens Wurzel', so erkennt er; ‚durch das Werden kommt es zur Geburt, durch Geburt zu Alter und Tod'. Darum, sage ich, hat der Vollendete, nach völliger Vernichtung, Aufhebung, Erlöschung, Verwerfung und Verleugnung des Begehrens die höchste vollkommene Erleuchtung verwirklicht."

Also sprach der Erhabene. Begeistert freuten sich jene Mönche über die Worte des Erhabenen.

Der Übersetzer bemerkt dazu: „Mir war der Inhalt dieser Rede bisher immer etwas unklar, zumal man aus den bisherigen Übersetzungen nicht erkennen kann, um was es sich handelt. Nach der Belehrung von meinem Lehrer Rev. Nyānatiloka habe ich die neue Übersetzung angefertigt, um auch anderen das Verständnis dieser wichtigen Lehrrede zu erleichtern."

Wir haben aus dieser Veranlassung den Kommentar Buddhaghosas (Papañcasūdanī = Täuschungs-Vernichter) zu der Lehrrede durchgearbeitet, soweit er für die wesentlichen Stellen des Textes in Frage kommt. Der Kernpunkt der Lehrrede ist die immer wiederkehrende formelhafte Wendung, die wir in folgenden Übersetzungen kennen: Neumann „(Er) nimmt die Erde als Erde, und hat er die Erde als Erde genommen, so denkt er Erde, denkt an die Erde, denkt über die Erde, denkt, ‚Mein ist die Erde', und freut sich der Erde ..." Dahlke: „Der faßt die Erde als Erde auf, und hat er die Erde als Erde aufgefaßt, so denkt er Erde, denkt über die Erde, denkt Erde als Begriff, denkt Erde als ‚mir-gehörig', erfreut sich der Erde ..."

Bhikkhu Nml. sagt weiter in einer Anmerkung zu seiner Übersetzung: „Den Schlüssel zum Verständnis dieser Stelle, die bisher in noch keiner europäischen Übersetzung richtig wiedergegeben wurde, gibt uns die Rede Mittlere Sammlung 44, wo es heißt: ‚Da ist einer ein unerfahrener Weltling ..., der betrachtet das Körperliche (rūpa), das Gefühl (vedanā), die Wahrnehmung (saññā), die Gestaltungen (sankhārā), das Bewußtsein (viññāna), als das Selbst, oder das Selbst als bewußtseinbesitzend, oder in dem Selbst das Bewußtsein oder in dem Bewußtsein das Selbst.' — ‚Er dünkt sich das Feste Element usw.' deckt sich dem Sinne

nach mit den Worten: ‚Er betrachtet das Körperliche usw. als das Selbst.‘ Ebenso entspricht: ‚Er dünkt sich in dem Festen Element usw.‘ den Worten: ‚Er betrachtet im Körperlichen usw. das Selbst‘; und auch ‚Er denkt: Mein ist das Feste Element usw.‘ entspricht dem Ausdruck: ‚Er betrachtet das Selbst als körperbesitzend usw.‘“

Das Zeitwort, das in der ganzen Lehrrede die Hauptrolle spielt, heißt m a ñ ñ a t i und bedeutet „er denkt“ im Sinne von „er meint“, „hat die Meinung“, „beurteilt“ und ähnlich. Der Kommentar Buddhaghosas sagt nun folgendes:

... 57. Nachdem (der Buddha) so den Weltmenschen gekennzeichnet hat, sagt er jetzt: „er faßt die Erde als Erde auf usw.“, wobei er die ihm (dem Weltmenschen) aus allen Zuständen der Persönlichkeit über die Erde und die anderen Gegenstände entspringende Meinung zeigt. Dabei gibt es viererlei Erde: Kennzeichen-Erde, Anhäufungs-Erde (oder: Erde als angehäufte Masse), Erde als Betrachtungsgegenstand und Erde als (bloße) Bezeichnung. Dazu heißt es: „Was, Bruder, ist die innere Erdart? Was da innen, am eigenen Selbst fest und stofflich usw.“ (Majjh. I, 185). Das ist Kennzeichen-Erde. „Die Erde könnte man umgraben oder umgraben lassen usw.“ (Vin. IV, 33). Das ist Anhäufungs-Erde. Auch die zwanzig Bestandteile (des Körpers): Haupthaare usw. sowie die äußeren (Arten): Eisen, Kupfer usw., diese Erde mit ihrem Zubehör an Farbe usw., (das alles) ist Anhäufungs-Erde. Erde als Betrachtungsgegenstand aber ist überliefert mit den Worten: „Da nimmt einer Erdganzheit wahr usw.“ (Majjh. II, 14); das wird auch (Betrachtungs-) Merkmal-Erde genannt. Wenn einer die Sinnungen auf Grund des Erdkasinas erlangt hat und deswegen in der Götterwelt wiedergeboren wird, so erhält er wegen seiner Herkunft die Bezeichnung Erdgottheit. Das ist unter Erde als bloße Bezeichnung zu verstehen. All diese Arten gibt es hier. Was irgend der Weltmensch davon als Erde wahrnimmt, d a s n i m m t e r (u n t e r d e m B e g r i f f) E r d e w a h r, e r n i m m t e s a l s T e i l d e r E r d e (a r t) w a h r, e r b i l d e t e i n e n ü b l i c h e n B e g r i f f und nimmt (infolgedessen) in verkehrter Weise wahr. Entweder er läßt im Gedanken „Erde“ den betreffenden Erdzustand nicht los, oder (er denkt): „dies ist ein Lebewesen“ oder: „dies gehört einem Lebewesen“ usw.; auf diese Art nimmt er wahr. Warum er so wahr-

nimmt[2]), läßt sich nicht sagen, denn der Weltmensch ist wie ein Geistesgestörter. Was irgend da ist, nimmt er in irgend einer Weise auf. Der Grund dafür besteht im Nichtsehen der Edlen usw., was auch nachher vom Erhabenen mit dem Ausdruck „weil sie ihm nicht gründlich bekannt ist“ gesagt wird.

58. „Nachdem er die Erde als Erde wahrgenommen hat“ (pathavim pathavito saññatvā), d. h. nachdem er die Erde (Erdart) eben in verkehrter Weise wahrgenommen hat. In dem Sinne, wie es (Suttanipāta, 874) gesagt ist: „Denn die Vorstellungen sind die Grundlage für das, was man Täuschung nennt“, denkt er Erde in der Art der später festgestellten, hier mit maññanā (Meinung) bezeichneten Täuschungen, (nämlich) des Durstes, des Dünkels und der Ansichten. Er denkt, denkt nach, nimmt auf in verschiedener, mannigfacher Weise. Deshalb heißt es: „er denkt Erde“.

59. Um bei einem, der so denkt, seine Meinungen ausführlich darzustellen, wird folgende Erläuterung gegeben: „Er denkt Erde“, das heißt: auf (die genannten) dreierlei Arten von Meinung denkt er: Ich bin Erde, oder die Erde gehört mir; er denkt: ein andrer ist Erde, die Erde gehört einem andern. (Bei dieser Erläuterung) wird zusammengefaßt: (erstens) was (Majjh. I, 185) als die zwanzig inneren Teile der Erd (art) bezeichnet wird (mit den Worten): „Haupthaare, Körperhaare usw.“; (zweitens) was im Vibhanga als die äußere Erdart bezeichnet wird (mit den Worten): „Welches ist die äußere Erdart? Was außen als fest, hart, massig, erdig sich findet, außerhalb, (von der Persönlichkeit) nicht ergriffen, nämlich Eisen, Kupfer, Zinn, Blei, Silber, Perlen, Edelstein, Lapislazuli, Perlmutter, Quarz, Koralle, Münzen, Gold, Rubin, Katzenauge, Gras, Holz, Kies, Sand, Erde, Stein, Fels“ (Vbh. 82)[3]); (und drittens) bei dem inneren (subjektiven) Betrachtungsgegenstand die Erde als Meditationsmerkmal.

60. Er denkt da Erde in Durst-Meinung, in Dünkel-Meinung und in Ansichten-Meinung. Wie? Er schafft Lustgier in bezug auf die Haupthaare usw., findet an den Haupthaaren Behagen, erfreut sich daran, hat sie gern, hängt (gedanklich) daran; (auch)

[2]) Das heißt, warum er das überhaupt wahrnimmt, warum er nicht nichts wahrnimmt.

[3]) Vgl. B. L. u. D. Jahrg. I, Heft 4, S. 22, 23, 34; auch bezüglich der übrigen „Arten“.

an Körperhaaren, Nägeln, Zähnen, Haut, eben an einem bestimmten lusterregenden Gegenstand. So denkt er innere Erdart in Durst-Meinung. „So sollen meine Haupthaare in der zukünftigen Zeit sein, so die Körperhaare usw." Darauf richtet er sein Verlangen. (In dem Gedanken) „Durch diese Zucht usw., diesen Reinheitswandel werde ich so glatte, weiche, feine, blauschwarze Haare usw. haben", richtet er das Denken auf die Erlangung von (bisher) Nichterlangtem. Auch so denkt er innere Erde (art) in Durstmeinung. So bringt er hinsichtlich des Besitzes oder Nichtbesitzes der eigenen Haupthaare usw. Dünkel hervor: „Ich bin besser", oder: „Ich bin gleich", oder: „Ich bin schlechter (als andere)". So denkt er innere Erde (art) in Dünkel-Meinung. In dem Sinne, wie es mit den Worten überliefert ist: „Dasselbe ist das Leben wie der Körper" (Majjh. I, 426) hängt er (an dem Gedanken): „Die Haupthaare sind das Leben." Ebenso hinsichtlich der Körperhaare usw. So denkt er innere Erde (art) in Ansichtenmeinung. Oder: von der Feststellung: „Was da die innere Erdart ist, und was die äußere Erdart ist, von dieser Erdart gilt: Das gehört mir nicht" (Majjh. I, 185), weicht er ab ins Gegenteil, indem er an der Erde (art) als Haupthaare usw. haftet im Gedanken: „Das gehört mir, das bin ich, das ist mein Selbst." Auch so denkt er innere Erde (art) in Ansichten-Meinung. Insofern (insgesamt) denkt er innere Erde (art) auf dreierlei Arten von Meinung.

61. Wie innen so auch außen. Wie? Er schafft Lustgier nach Eisen, Kupfer usw., findet an Eisen, Kupfer usw. Behagen, erfreut sich daran, hängt (gedanklich) daran. In dem Gedanken: „mein Eisen, mein Kupfer usw." liebt er es, bewacht es, behütet es. So denkt er äußere Erde (art) in Durst-Meinung. Entweder richtet er sein Verlangen darauf im Gedanken: „Solches Eisen, Kupfer usw. möchte ich in zukünftiger Zeit besitzen", oder er richtet das Denken auf die Erlangung von (bisher) Nichterlangtem im Gedanken: „Durch diese Zucht, Übung, Askese, diesen Reinheitswandel werde ich mir das erlangte Eisen, Kupfer usw. zunutze machen. Auch so denkt er äußere Erde (art) in Durst-Meinung. Dabei bringt er hinsichtlich des eigenen Besitzes oder Nichtbesitzes von Eisen, Kupfer usw. Dünkel hervor (im Gedanken): „Dadurch bin ich besser oder gleich oder schlechter (als andere)". So denkt er äußere Erde (art) in Dünkel-Meinung. Indem er am Eisen Leben wahrnimmt, hängt er an dem Gedanken: „Das ist

Leben." Ebenso mit Kupfer usw. So denkt er äußere Erde (art) in Ansichten-Meinung. Oder er hängt an dem Gedanken: „Die Erde als Betrachtungsmerkmal ist das Selbst", entsprechend dem Ausspruch des Patisambhidāmagga: „Da betrachtet einer das Erdkasina als das Selbst (in dem Gedanken): ‚Das Erdkasina ist das Ich; ich bin das Erdkasina.' Er betrachtet sich selbst und das Erdkasina als ein und dasselbe" (Ps. I, 143). Auch so denkt er äußere Erde (art) in Ansichten-Meinung. Insofern (insgesamt) denkt er äußere Erde (art) auf dreierlei Arten von Meinung. So sind hier bei dem Satz „er denkt Erde" die drei Arten der Meinung zu verstehen ...

62. „Er denkt in der Erde" (pathaviyā maññati). Hier ist pathaviyā (in der Erde) Locativ[4]). Er denkt also: „Ich bin in (oder auf) der Erde"; er denkt: „Ich habe irgendeinen Widerstand in der Erde." Er denkt: „Der andere ist in (oder auf) der Erde"; er denkt: „Der andere hat irgendeinen Widerstand in der Erde". Das ist hier der Sinn. Oder er denkt in der Erde in dem Sinne, wie es im Patisambhidāmagga I, 145 gesagt ist: „Wie betrachtet er das Selbst als in der (Körper-) Form (befindlich)? Da betrachtet einer die Empfindung, die Wahrnehmung, die Begriffsbildungen, das Bewußtsein als das Selbst (in dem Gedanken): ‚Das ist mein Selbst; dieses mein Selbst befindet sich in dieser (Körper-) Form.' So betrachtet er das Selbst als in der (Körper-) Form (befindlich)." In eben dieser Weise faßt er die Greifegruppen[5]), Empfindung usw. als das Selbst auf, und nachdem er, was irgend an innerer und äußerer Erdart Erde ist, nach dessen Erscheinungsart bestimmt hat, denkt er: „Dieses mein Selbst befindet sich in der Erde (art)." Das ist seine Ansichten-Meinung. Weil er aber Haften an diesem Selbst und darauf sich gründenden Dünkel aufsteigen läßt, so muß man das als Durst- und Dünkel-Meinung verstehen. Wenn er aber auf diese Weise von seinem Selbst meint: „Es ist in der Erde (art)", so bezeichnet man das als Ansichten-Meinung ...

63. „Er denkt von der Erde" (pathavito maññati). Hier aber ist pathavito Ablativ[6]). Daher muß man (die Worte) „er denkt

[4]) Wir können den Locativ (Ortsfall) nur durch Präpositionen wie „in", „bei", „auf" umschreiben. Eine besondere Deklinationsform dafür haben wir nicht.

[5]) Wörtlich: Zustände (dhammā).

[6]) Auch den Ablativ können wir nur umschreiben mit „von" oder „von ... her, weg, entfernt, verschieden" usw.

von der Erde" so verstehen, daß er an das Hervorgehen oder Herauskommen des eigenen Selbstes oder des anderen samt seinem Lebensvermögen aus der in genannter Weise bestehenden Erde-(art) glaubt (im Gedanken): „Verschieden von der Erde (-art) ist das Selbst." Das ist bei ihm Ansichten-Meinung. Weil ihm aber Haften und Dünkel hinsichtlich dieses Gegenstandes aufspringt, den er in Ansichten-Meinung meint, so ist das als Durst- und Dünkel-Meinung zu verstehen. Andere sagen: „(Die Worte) ‚er denkt von der Erde' (bedeuten): Nachdem er das begrenzte Erd-kasina entwickelt und ein unbegrenztes, davon verschiedenes Selbst angenommen hat, ist er der Meinung: ‚Mein Selbst ist außerhalb der Erde (art)'."

64. „Er denkt: mein ist die Erde" (pathavim me ti maññati). Hier spielt sich der Vorgang in der Weise ab, daß er die ganze große Erde auf Grund des Lebensdurstes liebt; das ergibt einzig Durst-Meinung, so muß man wissen. „Mir gehören die Haupthaare, mir die Körperhaare, mir das Eisen, mir das Kupfer", so ist von der ganzen inneren und äußeren, in besprochener Weise bestehenden Erde (art) zu erklären.

65. „Er erfreut sich der Erde" (pathavim abhinandati). Er freut sich an der besagten Erde (art) durch Durst und Ansichten. Es heißt auch: er findet Behagen, hängt daran. Der Ausdruck „er denkt Erde" wird dadurch vervollständigt; der Sinn ist der gleiche. Wenn (es so ist), warum ist das (noch zusätzlich) gesagt worden? Die alten Ausleger der Texte haben sich nicht darüber ausgelassen. Meine Meinung ist so: wegen der Schönheit der Unterweisung oder wegen des Erkennens des Elends. Die vollkommene Beherrschung des Lehrgegenstandes, die zur Mannigfaltigkeit, Verschiedenartigkeit und Schönheit der Unterweisung befähigt, die hat der Erhabene voll erreicht. Daher, nachdem er vorher das Aufspringen der geistigen Befleckungen auf Grund des Meinens gezeigt hat, spricht er wegen der Schönheit der Unterweisung so, indem er jetzt das Aufspringen der Befleckung auf Grund der Freude zeigt. Wer Erde denkt, in der Erde denkt, von der Erde denkt, ‚mein ist die Erde' denkt, der erfreut sich eben daran, weil er nicht imstande ist, den Durst oder die Ansicht hinsichtlich der Erde (art) aufzugeben. Wer sich der Erde (art) erfreut, der erfreut sich des Leidens. „Leiden (dukkha) aber ist Elend (ādīnavo)", so sagte er wegen des Erkennens des Elends.

Der Erhabene sagte dieses: „Wer, ihr Mönche, sich an der Erdart erfreut, der erfreut sich am Leiden. Wer sich am Leiden erfreut, der ist nicht befreit vom Leiden, sage ich" (Samy. II, 174).

66. Nachdem er so über das Meinen und das sich Erfreuen bezüglich der Erde (art) gesprochen hat, erklärt er jetzt den Grund, weswegen man meint und sich erfreut (mit den Worten): „Und warum das? Weil er sie nicht genau erkannt hat, sage ich." Das heißt: wenn der Weltmensch Erde denkt, sich ihrer erfreut, aus welcher Ursache, aus welchem Grunde tut er es? Weil er sie nicht erkannt hat, sage ich. Wegen der Nichterkenntnis des Gegenstandes ist das gesagt. Wer aber die Erde erkennt, der erkennt sie in dreierlei Art: in Verstehenserkenntnis (ñātapariññā), in Urteilserkenntnis (tīranapariññā) und in Aufgebenserkenntnis (pahānapariññā). Was ist da Verstehenserkenntnis? Er versteht die Erdart so: diese Erdart ist innerlich, diese äußerlich; das ist ihr Kennzeichen, das sind ihre wesentlichen Erscheinungsformen und Spuren. Das ist Verstehenserkenntnis. Was ist Urteilserkenntnis? Nachdem er dieses Verstehen durchgeführt hat, beurteilt er die Erdart „als vergänglich, als leidig, als krankhaft (gebresthaft)" (Ps. II, 238) in den 42 Erscheinungsformen. Das ist Urteilserkenntnis. Was ist Aufgebenserkenntnis? Nachdem man so geurteilt hat, gibt man auf dem höchsten Wege die Lustgier nach der Erdart auf. Das ist Aufgebenserkenntnis. Oder: Die Untersuchung (Analyse, Beschreibung) der Geistform ist Wissenserkenntnis. Die Kennzeichnung der Gruppen usw. in Vollendung der richtigen Reihenfolge ist Urteilserkenntnis. Das Wissen vom Edlen Weg ist Aufgebenserkenntnis. Wer die Erde erkennt, der erkennt sie in diesen drei Arten der Erkenntnis. Bei diesem Weltmenschen sind diese Erkenntnis (arten) nicht vorhanden; daher denkt er auf Grund der Nichterkenntnis Erde und erfreut sich ihrer. Daher sagte der Erhabene: „Da, ihr Mönche, denkt ein unbelehrter Weltmensch Erde, denkt in der Erde, denkt von der Erde, denkt, mein ist die Erde, erfreut sich der Erde. Und warum? Weil er sie nicht gründlich erkannt hat, sage ich."

... 70. ... Was von den Grundstoffen abhängig als Form [7]) da ist, das ist die Greifegruppe Form. Wenn (der Erhabene) daher sagt: „Der unbelehrte Weltmensch denkt Erde, Wasser, Feuer

---

[7]) Im Sinne von Körperform; nicht zu verwechseln mit Form als Seh-Möglichkeit, als Entsprechung für das Auge.

und Luft", so ist das im (gleichen) Sinne gesagt wie: „Er betrachtet die Form als das Selbst." Wenn er sagt: „Er denkt in der Erde — im Wasser — im Feuer — in der Luft,", so ist das (in dem Sinne) gesagt wie: „Er betrachtet das Selbst als in der Form befindlich." Wenn er sagt: „Er denkt von der Erde — von dem Wasser — von dem Feuer — von der Luft", was so viel bedeutet wie: „Das Selbst ist von der Form verschieden", so ist das (in dem gleichen Sinne) gesagt wie: „Er betrachtet das Selbst als Form habend oder die Form als im Selbst befindlich." So sind das die vier auf die Form bezüglichen Meinungen als Persönlichkeitsglaube. Davon ist eine der Vernichtungsglaube, drei sind Ewigkeitsglaube; (alle vier zusammen) bilden zwei Glaubens (oder Ansichten-) Arten; das muß man zur Unterscheidung verstehen.

... 72. „Er denkt Wesen"[8]) (bhūte maññati) usw. Dabei sind ebenfalls drei Arten von Meinungen zu verstehen. Wie? Nach der in Majjh. I, 461 geschilderten Art: „Er sieht einen Haushaber oder Sohn eines Haushabers, der sich im Genuß der fünf Lustarten befindet, damit versehen ist" hält er die Wesen für schön und glücklich und hat Verlangen nach (ihnen), wenn er sie sieht, hört, riecht, schmeckt, berührt, erkennt. So denkt er Wesen in Durstmeinung. In dem Gedanken: „Ach, daß ich doch in der Gemeinschaft reicher Krieger (familien) wiedergeboren werden möchte" usw. (A. IV, 239) richtet er das Denken auf das Erlangen von bisher Nichterlangtem. Auch so denkt er Wesen in Durstmeinung. Hinsichtlich des eigenen Wohl- oder Übelergehens und des Wohl- oder Übelergehens der andern Wesen hält er sich selber für besser, wenn unter den Wesen irgendein Wesen schlecht ist, oder er hält sich selber für schlechter, wenn irgendein anderes Wesen besser ist; oder er hält sich für ebensogut wie ein anderes Wesen und das andere Wesen für ebensogut wie sich selber. ... So denkt er Wesen in Dünkelmeinung. Er denkt: „Die Wesen sind unvergänglich, beständig, ewig, nicht dem Verfall unterworfen", oder „Alle Wesen, alle Lebenden, alle Lebewesen, alles was lebt ist machtlos, schwach, kraftlos; durch die Macht des zufallenden Schicksals notwendig gebunden, empfinden sie Glück oder Leid in den sechs Arten der Geburt" (D. I, 53), so denkt er in Ansichtenmeinung. So meint er (insgesamt) in drei Arten von Meinung.

---

[8]) In der Übersetzung Bhikkhu Nml.'s mit „Geschöpfe" wiedergegeben.

73. Wie „denkt er bei den Wesen" (bhūtesu maññati)? Er wünscht, daß er bei diesen oder jenen Wesen auftauchen und Glück erlangen möge. Insofern denkt er in Durstmeinung bei den Wesen. In dem Wunsch, bei den (betreffenden) Wesen aufzutauchen, gibt er Spenden, übt er die sittlichen Übungen und begeht die Uposathafeier. Auch so denkt er bei den Wesen in Durstmeinung. Indem er die Wesen als Masse auffaßt, hält er einige davon für besser, einige für gleich, einige für schlechter (als andere). So denkt er bei den Wesen in Dünkelmeinung. Einige Wesen hält er für unvergänglich und ewig, einige für vergänglich und unbeständig. Oder er denkt so: „Ich bin bei einem bestimmten unter den Wesen." So denkt er bei den Wesen in Ansichten-Meinung.

74. „Er denkt von dem Wesen" (bhūtato maññati). Indem er sich nun darüber eine Meinung macht, von welchem Wesen etwa er oder ein anderer samt seinem Lebensvermögen abstammt, denkt er von dem Wesen. So ist das zu verstehen. Das ist bei ihm Ansichten-Meinung. Weil ihm aber Haften und Dünkel hinsichtlich dieses Gegenstandes aufspringt, den er in Ansichtenmeinung meint, so ist das auch als Durst- und Dünkel-Meinung zu verstehen.

(Bei den Textworten) „Er denkt: mein sind die Wesen" (bhūte me ti maññati) handelt es sich aber einzig um Durst-Meinung. Man muß das so verstehen, daß er an (den Wesen) hängt im Gedanken: „Das sind meine Söhne, meine Töchter, meine Ziegen und Schafe, meine Hühner und Schweine, meine Elefanten, Kühe, Rosse und Pferde usw."

... 76. „Pajāpatī" *). Darunter ist Māra Pajāpatī zu verstehen ... Er herrscht in der Paranimmitavasavatti-Götterwelt ... Er (der Weltmensch) denkt: „Ach, möchte ich doch in der Gemeinschaft Pajāpatīs auftauchen ... Wenn ich den Zustand Pajāpatīs erlange, dann bin ich Herr über das Volk ... Pajāpatī ist ewig, unvergänglich; oder Pajāpatī wird vernichtet, geht zugrunde; oder: er ist machtlos, kraftlos ..."

77. „Bei Pajāpatī (Pajāpatismim) ... Er denkt: „Bei Pajāpatī sind alle Zustände unvergänglich, ewig, beständig, unwandel-

*) Soviel wie „Herr aller geschaffenen Wesen", eine der zahllosen Gestalten des indischen Götterhimmels, die der Buddha einfach mit übernommen hat.

bar." Oder er denkt: „Bei Pajāpatī gibt es kein Böses, bei ihm befleckt kein übles Wirken."

78. „Von Pajāpatī" (Pajāpatito). Da gibt es ebenfalls drei Arten von Meinungen. Welche? Da meint einer, er selbst oder ein anderer samt seinem Lebensvermögen stamme von Pajāpatī ab, sei von ihm hergekommen. Das ist bei ihm Ansichten-Meinung. Weil ihm aber Haften und Dünkel hinsichtlich dieses Gegenstandes aufspringt, den er in Ansichten-Meinung meint, so ist das auch als Durst- und Dünkel-Meinung zu verstehen. (Wenn es heißt:) „Er meint: mein ist Pajāpatī" (Pajāpatim me), so besteht hier einzig Durst-Meinung. Man muß das so verstehen, daß er infolge von Haften in der Weise denkt: „Pajāpatī ist mein Meister, mein Herr" usw.

... 85. Da bedeutet das Gesehene (dittham) sowohl das mit dem körperlichen Auge wie mit dem himmlischen Auge Gesehene. Das ist eine Bezeichnung für das Bereich der Formen. (Wenn es im Text heißt:) „Er denkt das Gesehene" (dittham maññati), so denkt er das Gesehene auf dreierlei Arten von Meinung. Wie? Wenn er das Bereich der Formen durch Wahrnehmung des Schönen und Angenehmen betrachtet, dann läßt er Lustgier danach aufspringen, findet Behagen daran, freut sich daran. Der Erhabene hat auch gesagt: „Beim (Anblick der) weiblichen Gestalt werden die Wesen entzückt, begehrlich, gefesselt, betört, hingerissen. Die erleiden für lange Zeit Sorge unter der Macht der weiblichen Gestalt" (Ang. III, 68). So denkt (der Weltmensch) das Gesehene in Durstmeinung. Indem er denkt: „So soll meine (Körper-) form in der zukünftigen Zeit sein", findet er Gefallen hieran; indem er sich eine vollendete Gestalt wünscht, gibt er Gaben, wie bereits ausgeführt. Auch so denkt er das Gesehene in Durst-Meinung. Durch den Vorzug oder Nachteil seiner eigenen Gestalt oder der eines andern schafft er Dünkel, indem er denkt: „Ich bin besser als dieser", oder „ich bin schlechter als dieser". So denkt er das Gesehene in Dünkel-Meinung. Er denkt: „Das Bereich der Formen ist unvergänglich, beständig, ewig, es ist das Selbst oder dem Selbst gehörig, segensvoll oder nicht segensvoll". So denkt er das Gesehene in Ansichten-Meinung. Und so (insgesamt) denkt er das Gesehene in dreierlei Arten von Meinung.

86. Wie „denkt er in dem Gesehenen" (ditthasmin maññati)? Indem er so denkt, wie es der Betrachtungsweise „das Selbst ist in der (Körper-) form" entspricht, denkt er „in dem Gesehenen".

Oder wenn er meint, daß die Farbe in der Form ist wie die Milch in der Mutterbrust, denkt er ebenfalls in dem Gesehenen. Das ist bei ihm Ansichten-Meinung. Weil ihm aber Haften und Dünkel hinsichtlich dieses Gegenstandes aufsteigt, den er in Ansichten-Meinung denkt, so ist das als Durst- und Dünkelmeinung zu verstehen.

... 90. (Bei der Textstelle „er faßt Nibbāna als Nibbāna auf" usw. ist) „Nibbāna" in der Weise zu verstehen, wie es in Dīgha-Nik. I, 36 in fünffacher Abstufung als höchstes Gegenwartsnibbāna überliefert ist (mit den Worten): „Wenn dieses Selbst im Besitz, im Genuß der fünf Lustvermögen weilt, insofern ist dieses Selbst im Besitz des höchsten Gegenwarts-Nibbānas" usw. Indem (der Weltmensch diese Art) Nibbāna genießt, denkt er in Durst-Meinung. Indem er durch dieses Nibbāna Dünkel hervorbringt in dem Gedanken: „Ich bin zum Nibbāna gelangt", denkt er in Dünkel-Meinung. Indem er das, was nicht Nibbāna ist, für Nibbāna, für unvergänglich usw. hält, denkt er in Ansichten-Meinung, so ist das zu verstehen. Wenn er aber in dem Gedanken: „Dieses ist das Nibbāna, das ist das Selbst; dieses mein Selbst befindet sich in diesem Nibbāna" das Selbst für verschieden vom Nibbāna hält, denkt er in dem Nibbāna (nibbānasmim). Das ist bei ihm Ansichten-Meinung. Weil er aber Verlangen nach seinem Selbst und darauf bezüglichen Dünkel aufspringen läßt, so ist das als Durst- und Dünkel-Meinung zu verstehen.

91. Auch die Meinung „von Nibbāna" (nibbānato) ist so zu verstehen. Denn auch hier faßt er in der Meinung: „Dies ist das Nibbāna, das ist das Selbst, und dieses mein Selbst ist von diesem Nibbāna verschieden" das Selbst als verschieden vom Nibbāna auf; so denkt er „von Nibbāna". Das ist bei ihm Ansichten-Meinung. Weil er aber Verlangen nach seinem Selbst und darauf bezüglichen Dünkel entstehen läßt, so ist das als Durst- und Dünkel-Meinung zu verstehen. (Die Worte des Textes:) „Er denkt: Nibbāna gehört mir" sind aber so zu verstehen, daß er denkt: „Ach wie glücklich ist mein Nibbāna ..."

(Papañcasūdanī I, S. 25 ff.)

Die Erläuterungen des Kommentars zu den übrigen Ausdrücken wie: „er denkt Wasser — Feuer — Luft — Götter" usw. sind entsprechend dem vorstehenden Auszug dargestellt. Der Ver-

gleich der Übersetzung des Bhikkhu Nml. mit dem Kommentar Buddhaghosas zeigt im großen und ganzen Übereinstimmung, jedoch gibt der Kommentar noch verschiedene andere Deutungen. Besonders läßt sich die Form der Übersetzung „er dünkt sich festes Element, dünkt sich im festen Element, dünkt sich jenseits des festen Elements" nicht auf alle andern Ausdrücke im gleichen Sinne übertragen. Buddhaghosa gibt bei den Ausdrücken „Wesen — Götter — Pajāpatī" usw. andere Erklärungen. Wir ziehen deshalb für die ganze Lehrrede eine einheitliche wörtliche Übersetzung in folgender Form vor: „Er denkt Erde, denkt in (bei) der Erde, denkt von der Erde, denkt ‚mein ist die Erde', freut sich der Erde." Der Hinweis auf die Stelle in Majjh. 44 (und an vielen anderen Orten) ist für das Verständnis wichtig, bezieht sich aber nur auf einen Teil der Ausdrücke. Wir möchten diese Stelle nur als einen „Vorschlüssel" bezeichnen. Der eigentliche und „Haupt"-Schlüssel liegt im Verständnis vom Wesen des Begriffs, dessen Klarstellung ja auch der Sinn der Stelle in Majjh. 44 ist. Von dem ganzen Kommentar Buddhaghosas erscheint uns deshalb das Wichtigste der Hinweis auf den Begriff, indem er sagt: „Was irgend der Weltmensch davon als Erde wahrnimmt, das nimmt er (unter dem Begriff) Erde wahr, er bildet einen üblichen Begriff und nimmt (infolgedessen) in verkehrter Weise wahr." Alle Wirklichkeit geht restlos im Entstehen-Vergehen auf, und der Begriff (das Wort im üblichen Sinne genommen) ist nur eine der Formen, unter denen sich die sogenannte Persönlichkeit, die fünf Greifegruppen abspielen. Wie diese ganze Persönlichkeit nur wirklich ist als Wirken, eben als ununterbrochenes Entstehen und Vergehen, so auch der Begriff, mag er inhaltlich lauten wie er will. Ob er lautet Erde, Wasser, Feuer, Luft, das Ewige, das Unergründliche, das Sein oder das Werden oder sonstwie, in jedem Falle geht sein ganzes Dasein auf im gedanklichen Entstehen und Vergehen. Deshalb sagt Dr. Dahlke in seinen Erläuterungen zur Übersetzung der Lehrrede [10]): „Grundlegend ist diese Betrachtung insofern, als sie mit dem Begriff als Wirklichkeit, dem Ur-Laster des menschlichen Denkens, aufräumt. Gewiß sind da Erde, Feuer, Wasser, Luft; gewiß sind da die verschiedenen Götter- und Vertiefungsstufen, aber sie sind nicht das, als was sie dem gewöhnlichen

[10]) Mittlere Sammlung, S. 310.

Menschen erscheinen, und wozu sie ihm durch die verführende Wirkung des Begriffes geworden sind. Daß ein Strudel, ein Regenbogen usw. da sind, daran ist kein Zweifel, aber sie sind nicht das, wofür das Kind sie hält: Wirklichkeiten, die als solche begrifflich verarbeitet werden könnten. Alle Dinge, recht erkannt, sind so beschaffen, daß sie dem Begriff und folglich auch dem Anhaften keinen Anhaltspunkt ergeben; ihr Dasein, ihr Bestehen ist durchaus nichts als ihr ständiges Entstehen-Vergehen wie bei der Flamme, wie bei den Wolkenbildungen am Himmel Auch das Nibbāna, das Nichtmehrsein, ist hiervon nicht ausgenommen. Wer eine Etwasheit daraus macht und sich ihm gegenüber in den Schlingen des Begriffs fangen läßt, der verfängt sich eben und wird nicht eher den Weg ins Freie finden, ehe er nicht jenes wahre Begreifen erreicht hat, das ihn von allen Begriffsversuchen und Begriffsbildungen frei macht. L o s l a s s e n i s t a l l e s ! Zum Loslassen braucht man aber keine Begriffe, sondern nur die Einsicht in die Wirklichkeit, die sich dem wirklichen Denker eben so darstellt, daß er merkt und weiß: Leben ist so beschaffen, daß ich loslassen kann."

Möchten wir das erkennen und verwirklichen.

V e r e h r u n g i h m , d e m L e h r e r ! K. F.

Von Liebem abhängig

Unablässig betonen wir Buddhisten die Vergänglichkeit und Veränderlichkeit aller Dinge, ganz besonders der erfreulichen und schönen. Denn das Erfreuliche und Schöne wird zum Lieben, das uns Herz und Sinn fesselt und unsere Gedanken gefangennimmt. Also gefesselt, also gefangen wollen wir uns das geliebte Ding erhalten, und zwar so erhalten, wie es uns erschien, als es uns am meisten beglückte, d. h. wärmste Lebensgefühle in uns zeugte, Augenblicke der Wonne, die das reinste Erlebnis des Lebens als l e b e n s d u r s t b e d i n g t e r V o r g a n g sind und nicht etwa, wie man annimmt, das Erleben des geliebten Gegenstandes darstellen. Dieses Vollgefühl des Lebens, dieser Lebensdurst lebt sich nun am liebenswert erscheinenden Gegenstand aus und haftet an ihm, indem es seine eigene Tiefe nicht kennt und glaubt, mit dem Gegenstand seiner Liebe selber vergehen zu müssen.

Also wollen die Menschen die Merkmale der Jugend, Gesundheit und Schönheit immer bewahren, in anderen die Gefühle

der Liebe, Treue, Freundschaft und unwandelbaren Hilfsbereitschaft stets wiederfinden, erworbenen Besitz zeitlebens genießen, ihre Stellung bis zum freiwilligen Verzicht einnehmen, an Ansehen aber und möglichst an Ruhm unter den Menschen beständig zunehmen. Solches zu erreichen, ist uns aber nicht möglich, weil es der Wirklichkeit und ihrer Vergänglichkeit widerspricht. Wenn die sich solchen törichten Wünschen Hingebenden nun Enttäuschungen erleiden, so kann es leicht geschehen, daß sie den Grund des Übels, anstatt ihn in ihrer falschen Auffassung von Dingen und Umständen zu erblicken, in diese selbst verlegen und die Außenwelt für ihr Unglück verantwortlich machen. Indem sie sich nun auf die Außenwelt stürzen, sie gewaltsam zu ändern suchen, fügen sie sich und anderen Leiden zu. Daher lehrt der Buddha:

„Was irgend es an Kummer, an Jammer oder Leiden,
An vielgestaltigem in der Welt gibt,
Von Liebem abhängig entsteht es,
Und nicht entsteht es da, wo Liebes fehlt.
Daher sind diese glücklich und unbekümmert,
Für die es nirgends in der Welt etwas Liebes gibt.
Daher, indem ihr Leidfreiheit und Suchtfreiheit erstrebt,
Schafft euch nicht irgend etwas Liebes in der Welt.“

(Udāna 92.)

Gegen dieses echt buddhistische Denken lassen sich mancherlei Einwände machen. Es mag nützlich sein, diese näher zu betrachten. Der erste begnügt sich damit, folgendes festzustellen:

„Das Gesetz der Vergänglichkeit gilt nicht nur für das, was lieb und angenehm, sondern ebenso für das, was unlieb und unangenehm ist. Da es nun mehr Unerfreuliches als Erfreuliches gibt, sollten wir über Vergänglichkeit nicht klagen.“

Ein philosophisch-gläubig Veranlagter fügt hinzu: „Wir sollten geradezu das Gesetz der Vergänglichkeit lieben und achten, da es offenbar nur Unvollkommenes trifft und uns eben dort, wo es wirkt, die Unzulänglichkeit des von ihm betroffenen Gegenstandes anzeigt. Der heiße Drang unseres Herzens aber nach ewigem Glück in dieser wesentlich vergänglichen und leidhaften Welt ist ein Hinweis auf eine tiefere Wahrheit, auf etwas außerhalb dieses Gesetzes Stehendes und bedeutet somit dem Gläubigen, daß sein Wunsch außerhalb dieser dem Gesetz der Vergänglichkeit unterworfenen Natur beglückende Erfüllung findet.“

„Ich gebe zu", sagt ein mehr skeptisch Veranlagter, „daß solche ‚beglückende Erfüllung' Glaubenssache ist und hier nicht jeder mitkann. Die menschliche Natur bejaht aber das Leben, so fraglich es auch dem Nachdenkenden oft erscheinen mag. Sechs Arbeitstage hat die Woche und nur einen einzigen Sonn- und Festtag, und doch freut sich der Arbeiter sechs Tage lang auf den kurzen Sonntag. Ebenso kurz und selten sind die Freuden des Lebens gegenüber den Leiden, und doch freut sich der Mensch tagtäglich auf das Gute, das kommen soll. Also nenne ich das Leben eine Freude. Weil die Vor- und Nachfreude oder die Erinnerung und Hoffnung vom Menschen fast ununterbrochen genossen werden, darum kann man die Freude das Wesentliche und Bleibende am Leben nennen, einen beständigen Sieg des Geistes über die leidende Natur. Der Wille zum Glück muß das meist fehlende Glück ersetzen. Aufgabe jedes Menschen, der andere belehrt, ist es, dem Rechnung zu tragen und das Glück auch dort zu sehen — mit der Imagination, die gewiß keinen anderen Zweck hat —, wo es tatsächlich fehlt. Wir nennen dieses kein Belügen der Menge, da wir sie nur auf das vorbereiten, was gewiß einmal in diesem oder einem späteren Leben eintreten wird, und wir suchen ihr zu suggerieren, daß sie diese Annehmlichkeiten bereits gegenwärtig genieße. Ohne solche Suggestionen, die man sich und anderen gibt, wäre das Leben unerträglich."

Was kann der Buddhist solchen Argumenten gegenüber vorbringen? Es muß zugegeben werden, daß die ausgesprochenen Ansichten nicht nur die Zustimmung der Menge finden, sondern daß das Glück der Illusion oder das illusorische Glück sozusagen das von allen anerkannte Grundprinzip des Lebens bildet. Leben gründet sich ja auf Täuschung, nämlich auf der Annahme, daß es ein bleibendes Wesen gäbe, das als Ich oder ewige Seele ewiges Glück genießen könnte, und der Mensch sucht den Grundirrtum durch weiteren Irrtum zu stützen und zu festigen. Daß der Mensch getäuscht werden will, geht schon aus dem bekannten Sprichwort hervor: „Kinder und Narren sagen die Wahrheit."

Warum sprechen Kinder die Wahrheit und Erwachsene nicht? Das kleine, noch nicht erzogene Kind und der primitive Mensch haben nur ein einziges und einheitliches Erlebnis zu einer Zeit, ein Konflikt zwischen sinnlicher Wahrnehmung und Denken ist ihnen unbekannt. Geht z. B. der Erwachsene oft über die auffallendsten Dinge, die er wahrnimmt, zu der Zeit, wo er sie wahrnimmt,

schweigend hinweg, um nicht zu kränken, so ruft das Kind wohl aus: „Was hat der denn für einen garstigen Buckel auf dem Rücken?" oder: „Warum ist deine Nase so groß?" oder: „Warum wackelt dein Kopf?" usw.

Weil der Erwachsene weiter sieht, d. h. denkt als das Kind, darum kann er nicht so offen sein. Leider entartet die wohltuende Beherrschung der Sinne und der Gefühle, die er erwirbt, infolge falschen Denkens fast unrettbar und wird zur mehr oder weniger bewußten Täuschung anderer. Das geht etwa so zu:

Bereits das Schulkind macht die Erfahrung, daß es zu seinem Vorteil dient, wenn andere, besonders seine Eltern und Lehrer, nicht immer wissen, was es tut, spricht, denkt. Es ist nicht leicht, die Forderungen immer zu erfüllen, die an das Kind gestellt werden. Da soll man womöglich sechs Stunden lang auf der Schulbank oder im Schulhof aufmerksam und ganz bei der Sache sein; jeder Lehrer fordert sein Teil, die Eltern fordern den ihren. Läßt man nach, kommt man nicht mit, oder treibt man was auf eigene Faust, so gibt es Schelte oder Strafe. Das soll vermieden werden, und da man Vergehen gegen die Vorschriften nicht immer meiden kann, so sucht man Tugendhaftigkeit dort vorzutäuschen, wo man sie nicht üben kann. Ganz unmerklich kommt man dabei auf die schiefe Ebene, wo Lüge und Täuschung an der Tagesordnung sind. Da merkt der Betreffende eines schönen Tages, daß er selber dort getäuscht wurde, wo er rückhaltslos offen war, wo man nicht täuschen darf, nämlich beim eigenen Freund und Schulkameraden. Da wird nun das ganze Elend dieses Treibens offenbar. So bitter diese Erfahrung auch sein mag, man wird durch sie nicht klüger, höchstens mißtrauischer. Man kennt die Wahrheit des Satzes nicht: „Was einer sät, das wird er ernten", und so bleibt es beim alten.

Wenn kein Mensch vom anderen Besonderes fordern wollte, wenn wir nicht ehrgeizige Eltern hätten, nicht durch spezielle Studien zu Anwärtern auf bestimmte Stellungen werden müßten, wenn wir selber weder diesen noch jenen Beruf anstrebten noch sonst auf Außergewöhnliches erpicht wären, sondern uns mit einer bescheidenen Existenz zufrieden geben wollten und die Umstände unseres äußeren Lebens denjenigen Mächten überließen, die hier maßgebend sind — welches Interesse hätten wir wohl dann, andere zu täuschen, oder sie uns? Da aber in unserer Zeit jeder mehr von sich und anderen fordert, als geleistet werden kann,

und die Sucht nach Gewinn sowie die Eitelkeit, unter den Menschen etwas vorzustellen, fast grenzenlos sind, macht jeder dem anderen etwas vor, und das ganze äußere Leben gestaltet sich oft zu einer Tragikomödie, wie sie auf den die Welt bedeutenden Brettern nicht besser dargestellt werden könnte.

Schopenhauer gibt uns ein treffendes Bild von dem, was sich unter solchen Umständen abspielen kann:

„Die allermeisten Herrlichkeiten sind bloßer Schein, wie die Theaterdekoration, und das Wesen der Sache fehlt. Z. B. bewimpelte und bekränzte Schiffe, Kanonenschüsse, Illuminationen, Pauken und Trompeten, Jauchzen und Schreien usw., dies alles ist das Aushängeschild, die Andeutung, die Hieroglyphe der Freude: aber die Freude ist daselbst meistens nicht zu finden; sie allein hat beim Feste abgesagt. Wo sie sich wirklich einfindet, da kommt sie in der Regel ungeladen und unangemeldet, von selbst und sans façon, ja still herangeschlichen, oft bei den unbedeutendsten, futilsten Anlässen, unter den alltäglichsten Umständen, ja bei nichts weniger als glänzenden oder ruhmvollen Gelegenheiten: sie ist, wie das Gold in Australien, hierhin und dorthin gestreuet, nach der Laune des Zufalls, ohne alle Regel und Gesetz, meist nur in ganz kleinen Körnchen, höchst selten in großen Massen. Bei allen jenen oben erwähnten Dingen hingegen ist auch der Zweck bloß, andere glauben zu machen, hier wäre die Freude eingekehrt; dieser Schein, im Kopfe anderer, ist die Absicht ... Ein anderes Beispiel wieder geben viele geladene Gäste in Feierkleidern, unter festlichem Empfange; sie sind das Aushängeschild der edelen, erhöhten Geselligkeit: aber statt ihrer ist in der Regel nur Zwang, Pein und Langeweile gekommen; denn schon wo viele Gäste sind, ist viel Pack, — und hätten sie auch sämtlich Sterne auf der Brust. Die wirklich gute Gesellschaft nämlich ist, überall und notwendig, sehr klein. Überhaupt aber tragen glänzende, rauschende Feste und Lustbarkeiten stets eine Leere, wohl gar einen Mißton im Innern, schon weil sie dem Elend und der Dürftigkeit unseres Daseins laut widersprechen, und der Kontrast erhöht die Wahrheit. Jedoch von außen gesehen wirkt jenes alles, und das war der Zweck ... Desgleichen sind nun auch Akademien und philosophische Katheder das Aushängeschild, der äußere Schein der Weisheit: aber auch sie hat meistens abgesagt und ist ganz woanders zu finden. — Glockengebimmel, Priesterkostüme, fromme Gebärden und fratzen-

haftes Tun ist das Aushängeschild, der falsche Schein der Andacht usw. — So ist denn fast alles in der Welt hohle Nüsse zu nennen; der Kern ist an sich selten, und noch seltener steckt er in der Schale. Er ist ganz wo anders zu suchen und wird meistens nur zufällig gefunden." (Aphorismen zur Lebensweisheit, 5. Kap.)

Schopenhauers Darstellung ist zwar schroff und einseitig, aber im großen und ganzen doch zutreffend. Die Klügeren unter den Weltmenschen geben dieses auch ohne weiteres zu, vergessen aber nicht hinzuzusetzen, daß die Welt ein Schauspiel haben und das Volk an seinen Großen Dinge sehen und hören will, die es nicht täglich zu sehen bekommt. Praktisch genügt der Schein, so sagt man, um Wirkung zu tun. Schein oder Sein ist hier nicht das Wesentliche, sondern die Wirkung, die man beim Publikum erzielt. In einer Welt wie der unseren kann man nicht auf Theaterdekoration verzichten.

Hiermit wären wir wieder bei dem hypothetischen Satz angelangt, daß der Mensch der Täuschung bedarf, um glücklich sein zu können.

Der Buddhist weiß, daß, solange der Mensch auf ein Glück, das auf Täuschung beruht, nicht verzichten kann, er nicht endendem Leid von Geburt zu Tod und von Tod zu neuer Geburt und zu neuem Tod verfallen ist. Er wendet sich aber mit seiner, die Illusion zerstörenden Lehre nicht an die vielen, vielen, die einer Illusion Altäre bauen. Es gibt Wesen, die nicht zu belehren sind, und die man nicht belehren soll. Alle diejenigen aber, die der langen Täuschung überdrüssig geworden, sich von dem eklen Kulissenzauber der Welt abwenden, die weder den naiven Kinderglauben haben noch die Angst der Erwachsenen vor der Dürftigkeit und Unerfreulichkeit des Weltenlaufs, diese Rechtgerichteten werden willige Hörer Rechter Lehre sein und in ihren Versuchen, den edlen Pfad der Lehre zu betreten, ein Glück ernten, von dem die an weltlichen Lüsten Haftenden keine Ahnung haben können.

„Glücklich ist Loslösung für den Zufriedenen, für den Sehenden, der die Lehre gehört hat;
Glücklich ist Friedfertigkeit in der Welt, Zurückhaltung gegenüber den Wesen.
Glücklich ist die Entsüchtung in der Welt, die Überwindung der Lüste.
Die Vernichtung des Ich-Dünkels jedoch ist wahrlich das höchste Glück." (Udāna 11.)

L. v. M.

Wie Dr. Dahlke las

Von M. L.

In meinem Bestreben, dem Geist Dr. Dahlkes und damit dem des Buddhismus immer näherzukommen, habe ich mir ein paar Bücher, die Dr. Dahlke mir gelegentlich geliehen hatte, später selbst besorgt und — was das Wichtige daran ist — eben jene Stellen, die er am Rande angestrichen hatte, in meinen Exemplaren ebenfalls bezeichnet. Nicht in sklavischer Nachahmung, sondern in der Freude, mit der ich damals erkannte, w a r u m er sie angestrichen hatte. Manchmal Bemerkungen, die im Zusammenhang gelesen, gar nicht von buddhistischer Eindeutigkeit gewesen wären; manches Mal, ja meistens war sich der Verfasser der Tragweite seiner Worte selber gar nicht bewußt. Aber wer alles, was er sieht und liest, nur immer mit dem e i n e n Gedanken im Herzen aufnimmt, d e m w i r d unter den Augen zur Wahrheit, was andern belanglos erscheint. So ist es Dr. Dahlke ergangen, so fühlte ich es nach, wenn ich las, was er gelesen hatte; wenn ich sah, wo er gestutzt, wo er aufgemerkt hatte. Und das ist mir eine hohe Freude des Erkennens gewesen.

Ich halte es auch nicht für unrecht, diese Worte — gleichgültig, wie der Schreiber sie gedacht hat — s o zu lesen, wie sie tiefste Wahrheit aussprechen, unterlegt mit dem Sinn der Wirklichkeit, der Wirklichkeitslehre. Ich hoffe, mit dem Niederschreiben einiger dieser Worte unseren Lesern eine Freude zu machen.

Im „W a h r e n B u c h v o m s ü d l i c h e n B l ü t e n l a n d“ von D s c h u a n g D s i, übersetzt von R i c h a r d W i l h e l m[1]), finde ich:

„Er (ich dachte an den Erhabenen d. V.) ist Ursprung einer Bewegung, und nur der hat ihn verstanden, der vom Wortlaut loskommt und die Bewegung in sich zu erzeugen vermag, die von den Worten ausgeht“ (S. XIII).

„Wer eins mit uns ist, wird uns verstehen; wer nicht eins mit uns ist, wird uns widersprechen“ (S. 207).

„. . . jeder begriffliche Ausdruck zerbricht notwendig bei der Anwendung selbst“ (S. XIII).

---

[1]) Eugen Diederichs Verlag, Jena.

„Der große Sinn vermag zu umfassen (zu begreifen, zu umgreifen), aber nicht zu beweisen" (S. XIX).

So wünschen wir zu begreifen, zu erfassen, zu umfassen. Daß wir nicht beweisen können, wissen wir wohl, und Dr. Dahlke hat es oft gesagt. Wie könnten wir beweisen, was in uns vorgeht an Gedanken und Empfindungen! Das kann niemand. So mögen die Hörer des Edlen nicht anders an die Lehre treten, als indem sie das zu denken versuchen, was der Erhabene denkt, das bei sich zu finden suchen, was der Erhabene bei sich gefunden hat: die Nichtselbstheit.

„So heißt es: der höchste Mensch ist frei vom Ich; der geistige Mensch ist frei von Werken; der berufene Heilige ist frei vom Namen" (S. 4).

„Frei vom Ich", er weiß, daß er kein unveränderliches Ich darstellt, er ist frei von dieser täuschenden Annahme. Er weiß, daß es veränderlich und vergänglich ist, was er Ich nennt.

„Frei von Werken"; für den, der die Lehre erkannt hat, „wird ein Werk beschränkten Wirkens nicht mehr übrigbleiben" heißt es in den Lehrreden. Was für Sinn hat denn noch „ein Werk", wenn man die Vergänglichkeit alles Daseins erkannt hat? — Und „frei vom Namen"; es wäre ja das beste für uns, wenn wir nicht nach dem Namen, sondern nach dem Inhalt der Lehre fragten. „Wer die Lehre sieht, der sieht mich."

„Selbst wenn der Koch die Küche nicht in Ordnung hielte, wird doch der Opferpriester nicht seine Pokale und Schalen im Stich lassen, um ihn abzulösen" (S. 5).

Das ist ein ernstes, warnendes Wort an uns und unsere Zeitgenossen, die vor lauter Geschäftigkeit und Trieb, die Welt zu verbessern, nicht Zeit haben, eine heilige Handlung zu vollführen; es sind keine Priester, es sind Köche, die meinen, der Welt gehe es gut, wenn sie gut essen könne.

„Daß etwas keinen Nutzen hat: was braucht man sich darüber zu bekümmern" (S. 7). — Soviel ich mich erinnere, hatte Dr. Dahlke dieses Wort nicht angestrichen. Dennoch möchte ich es nicht unerwähnt lassen; denn allzuoft begegnen wir der Vorstellung, daß der Mensch nicht daseinsberechtigt sei, der nichts nützt; daß der nicht leben dürfe, der nicht arbeitet. Und wieviele Menschen fühlen ein Grauen vor dem Alter, in dem sie einmal „zu nichts mehr nütze" wären, wieviele erkennen dem

Kranken oder Siechen die Existenzberechtigung ab! Ich will denn eine Geschichte erzählen:

Es war einmal ein Maurer, der stürzte vom Gerüst und verletzte seinen Rücken so schwer, daß er nicht nur gelähmt war, sondern auch in keinem Bett mehr zu liegen vermochte. Man legte ihn in ein dauerndes Bad. Dort lag er nun. Man sah nichts als seinen Kopf aus der Decke herausragen, die über der Wanne lag. Einmal wurde er zur Vornahme der nötigen Pflege herausgehoben, und gerade war ein ganz junger Arzt Zeuge dieser Arbeit. Der sah den entsetzlich abgezehrten, kranken Körper und vermochte sein Mitleid nicht ganz zu verbergen. Der Kranke merkte es, und als er fertig war, bat er den Arzt, doch ein wenig an seiner Seite Platz zu nehmen, und sagte: „Sehen Sie mal, Herr Doktor, jetzt bedauern Sie mich wegen meines Leidens; aber Sie wissen gar nicht, was für ein Leben ich führe. Ich bin aller Not im Leben überhoben, ich habe keine Alltagssorgen — ich kann denken, nachdenken mit aller Ruhe, so viel ich will! Ich kann über alles das nachdenken, über das andere Leute nicht nachdenken können. So kommen die Leute denn zu mir, meine Kinder, meine Verwandten und auch wohl deren Freunde und besprechen mit mir ihren Kummer. Ich habe Zeit, mich mit ihren Sachen zu beschäftigen, und wenn ich nicht raten kann, so kann ich doch zuhören. Wer von den Gesunden kann denn das? Und so bin ich auch mit mir und meinem Schicksal ins Reine gekommen. Was ist denn Mauern und Zimmern für eine große Sache? Frieden finden kann man ohne Beruf und Nutzen."

Der Mann war im Krankenhause eine kleine Berühmtheit. Jeder, der sich einmal ausruhen wollte, tat das bei ihm im Badezimmer. Es war eine Art Beichtstuhl dort. Aber es war nicht so, weil der Mann Beichtvater sein wollte, sondern weil er Frieden hatte — keinen Beruf, keine Arbeit und immer Zeit. — „Daß etwas oder einer keinen Nutzen hat, was braucht man sich (was braucht er sich) darüber zu bekümmern!"

„Der Rekurs in das Jenseits der Zeit und des räumlichen Daseins führt nur zu Denkwidersprüchen, und auch die feinste Abstraktion führt nicht über die Schwierigkeiten hinaus" (S. 8).

Wer diese Widersprüche noch nicht entdeckt hat, der hat aus seinem Denken noch nicht das gemacht, was er daraus machen

kann; er muß sich Mühe geben, sie zu finden, muß sie tapfer aufsuchen. Dann erst ist er Wahrheitssucher.

„Wenn einer das Nichtwirkliche für wirklich ausgibt, dann hört auch für den größten Weisen die Erkenntnis auf" (S. 13).

Das ist der letzte Trumpf, den der Glaube ausgibt: „Für euch, ihr größten Weisen, hört beim Glauben selbst die Erkenntnis doch auch auf!" Aber sie wissen nicht, daß sie das Nichtwirkliche als wirklich ausgegeben haben, und daß wegen dieses ihres Fehlers Erkenntnis nicht möglich ist.

„Ein Weg bildet sich dadurch, daß er begangen wird ..." (S. 15).

Wer oft den Weg des Guten geht, wie sollte der diesen Weg nicht breittreten, wie sollte der nicht besser werden! Wer oft den Weg des Denkens geht, wie sollte der nicht Denker werden!

„... Er wandelt jenseits vom Staub und Schmutz der Welt ..." (S. 19).

„Wie kann ich wissen, daß die Liebe zum Leben nicht Betörung ist? Wie kann ich wissen, daß der, der den Tod haßt, nicht jenem Knaben gleicht, der sich verirrt hatte und nicht wußte, daß er auf dem Weg nach Hause war?" (S. 19/20).

Der Heimweg ist der Weg zur eigenen nächsten Wiedergeburt, zum Ergebnis des eigenen Denkens und Tuns, der Weg zu sich selber, wobei das Selbst Nichtselbst wird, der Weg zu dem Bett, das man selber gemacht hat. Habe ich Grund zur Furcht, daß ich mir Nesseln und Dornen hineingelegt habe?

„Was wir ein Ende nehmen sehen, ist nur das Brennholz. Das Feuer brennt weiter. Wir erkennen nicht, daß es aufhört ..." (S. 24).

„Der Sinn liebt nicht Geschäftigkeit. Geschäftigkeit führt zur Überlastung; Überlastung führt zur Unruhe; Unruhe führt zu Sorgen, und mit Sorgen ist man rettungslos verloren. — Und weißt du denn nicht, wie es kommt, daß der Geist vergeudet wird und leerer Wissenskram sich hervordrängt?" (S. 26).

Wir denken an unsere Erziehung in unserer Jugend: Stundenlang täglich belanglose Worte in zwei bis drei verschiedenen Sprachen lernen und wissen müssen, Jahre hindurch — Geschäftigkeit — Überlastung — Unruhe — und das junge, wachsende, begreifensfähige Denken vergeudet, Zeit verloren, die beste Zeit. — Leerer Wissenskram drängte sich uns überall auf — und den Sinn opferte man auf dem Altar des Glaubens.

„Weißt du denn nicht, daß Name und Wirklichkeit in Übereinstimmung zu bringen selbst die Heiligen nicht fertig brachten?" (S. 27).

Wer denkt nicht dabei an den Begriff, der die Identität vortäuscht, an das Bild, das nie übereinstimmt mit dem Sinn, an das Ich als anattā, Nicht-Ich, kein Sein, sondern ein Werdesein; an Nibbāna, das von dem Menschen vergegenständlicht wird, an das Ende, mit dem sie Ewigkeit meinen!

„Kung Dsi sprach: ‚... Der Verstand darf kein Sonderdasein führen wollen, so (erst) wird die Seele leer und vermag die Welt aufzunehmen. Und der Sinn ist's, der diese Leere füllt. Dieses Leersein ist Fasten des Herzens.' Yän Hui sprach: ‚Daß ich noch nicht imstande bin, diesen Weg zu gehen, kommt wohl eben davon, daß ich als Yän Hui existiere. Vermöchte ich ihn zu gehen, so wäre meine Existenz aufgehoben. Das ist wohl mit der Leere gemeint?' Der Meister sprach: ‚Du hast's erfaßt' ..." (S. 29).

Ein Mann dachte über die Lehre des Erhabenen nach mit seinem ganzen Verstande, jeden Begriff definierte er mit ein paar anderen. Da wurde er ganz voll von Begriffen. Nun wollte er aber den Begriff der Leere verstehen, doch er vermochte ihn nicht zu definieren, denn immer wurde es Fülle. Er wollte die Welt aufnehmen; aber er hatte keinen Platz in seinem Verstand für die Welt und ihre Wirklichkeit — auch nicht für seine eigene Wirklichkeit; denn sein Verstand war voll von Begriffen. Da ihm die Welt rätselhaft war, so versuchte er, sie zu teilen und einzeln zu benennen. Dann paßten aber die Teile nicht mehr zusammen, und er mußte neu anfangen. So ging es weiter immerfort. Da kam der Erhabene und riet ihm, mit seinem Verstand zu fasten. Das wollte nun der Mann nicht; denn er liebte seine Eßlust so, daß er sie nicht hergeben mochte.

„Seine Spuren verwischen ist leicht; nicht die Erde zu berühren beim Wandel ist schwer" (S. 29).

Der Buddha ist über die Erde gewandelt noch nach seiner Vollendung, aber er hat sie nicht mehr ihn berühren lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Mittel und Wege der Selbsterkenntnis

Von B. Sch.

L o k i y a : Bei unserem letzten Gespräch äußerten Sie, alle Rauschmittel wären letzten Endes nur eine Flucht vor jedem

tieferen Wissen um uns selber. Aber sagen Sie, ist Selbsterkenntnis selbst unter den günstigsten Bedingungen überhaupt möglich? Goethe bekennt freimütig, daß ihm „von jeher die große und so bedeutend klingende Aufgabe: ‚Erkenne dich selbst' immer verdächtig vorkam, als eine List geheimverbündeter Priester, die den Menschen durch unerreichbare Forderungen verwirren und — zu einer inneren falschen Beschaulichkeit verleiten wollten." Er behauptet: „Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt."

Dhammika: Der Ausspruch Goethes ist bekannt, und Goethe ist dieser Ansicht auch, was seine Gespräche mit Eckermann und dem Kanzler Müller bezeugen, bis in sein hohes Alter hinein treu geblieben. „Der Mensch kennt nur sich selber, insofern er die Welt kennt!" Dem Weltkenner eignete nach Goethe die tiefste Selbsterkenntnis, muß man demnach schlußfolgern. Können Sie mir sagen, als was Goethe die Welt erkannt hat?

Lokiya: Wenn Sie es philosophisch hören wollen: Die Welt hatte für ihn den Charakter eines Seins, das ewig besteht. „Das Sein ist ewig, denn Gesetze bewahren die lebendigen Schätze, mit welchen sich das All schmückt."

Dhammika: Wie ist es da dem Menschen aber möglich, zu dieser Welt des Seins überhaupt in Beziehung zu treten, sei es auch, wenn diese Welt in ständiger Wandlung vorgestellt wird? Jedes Sein muß sein „für-sich-Sein" aufgeben, wenn ich es kennenlernen will. Wie werde ich da diese Welt gewahr?

L.: „. . . die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird", vollendete Goethe folgerichtig seinen Ausspruch.

Dh.: Sehr wahr, mit anderen Worten (um in Schopenhauers Ausdrucksweise zu sprechen): die Welt in mir (als meine Vorstellung auf Grund der Sinnesbeziehungen) und ich in der Welt (als Wille). Aber damit ist mir noch nicht gesagt worden, wie ich zu dieser Welt komme, die mir doch Selbsterkenntnis vermitteln soll; es ist mir nichts über das Verhältnis dieser beiden Welten zueinander gesagt worden.

L.: Goethe hat es wohl mehr praktisch gemeint, philosophische Auslegungen lagen ihm dabei sehr fern. „Wie kann man sich selbst kennenlernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln!"

Dh.: Nun, lassen wir diese Frage zunächst offen. Lassen wir uns dennoch auf eine Betrachtung des „Handelns" ein. Sie

werden zugeben müssen, daß den meisten Menschen selbst bei einem Goetheschen Lebensalter nur beschränkte Möglichkeiten geboten sind, alle ihre Fähigkeiten durch praktisches Handeln zu erweisen und demgemäß kennenzulernen. Zudem nimmt die Ausbildung einer Fähigkeit oft schon den ganzen Menschen in Anspruch, so daß ihm oft im Leben keine Zeit mehr bleibt, andere Möglichkeiten in sich zu entwickeln und demgemäß zu erkennen. „Die meisten Menschen leben unter ihrer Möglichkeit" (Nietzsche). Durch einseitige Betätigung entwickelt sich dann überdies „in einzelnen menschlichen Naturen ein Übergewicht irgendeines Vermögens, einer Fähigkeit; daraus entspringen Einseitigkeiten, indem der Mensch die Welt nur durch sich kennt" und sich als Totalität Mensch verkennt, darf man Goethe sinngemäß ergänzen. Wir sprechen hier immer nur von den Fähigkeiten des Menschen, die uns durch Handeln zum Bewußtsein gebracht werden sollen, müßten uns nicht durch die Betätigung an der Welt unsere Unfähigkeiten, unsere Mängel und Schwächen offenbar werden?

L.: Sie zweifeln doch nicht daran?

Dh.: Aus denselben Gründen, die die Erkenntnis der Fähigkeiten durch das Handeln schon in Frage stellten. Gewiß können wir vor Aufgaben gestellt werden, die unsere Fähigkeiten übersteigen. Bei ungewöhnlichen Zeitumständen etwa; doch bei normalen Zeitläuften wird „ein jeder besteuert nach Vermögen". Es ist eine alltägliche Erfahrung, „man" übt seinen erlernten Beruf aus und geht in der Freizeit seinen Neigungen nach. Nur wenige haben auch Neigung, sich kennenzulernen; die große Zahl wird ihre Fehler und Mängel gar nicht gewahr. Und werden sie bewußt empfunden, so werden sie — das beweist die Erfahrung geradezu — nicht einmal durch Tun als Schwächen und Mängel erkannt. Nicht jeder Dieb hat durch Freiheitsentziehung seinen mangelhaften Eigentumsbegriff erkannt. Er glaubte sich nach wie vor der Strafe im Recht, den Besitzenden ihren Besitz zu erleichtern, wobei manchen die Irrlehre vom „Eigentum als Diebstahl" noch bestärkt haben mag. Er mag so durch jede Strafe zwar klüger, aber nur als Dieb klüger und für die Organe des öffentlichen Rechts unfaßbarer geworden sein. Seine begangenen Fehler hat mithin unser Dieb bei seiner Handlungsweise immer besser kennengelernt, desgleichen auch seine Fähigkeiten bei der Aneignung fremden Eigentums; seine Unfähigkeit aber, sich

dieser zu enthalten, ist ihm kaum bewußt geworden. Das bloße Handeln kann darum wohl nicht unserer Selbsterkenntnis dienen.

L.: Goethe hat bei seinem Ausspruch natürlich das Tun im Sinne gehabt, das aus erkannter Pflicht geschieht. „Versuche, deine Pflicht zu tun, und du wirst wissen, was an dir ist."

Dh.: Diese seine Pflicht glaubt der Henker auch zu tun, wenn er sein blutiges Amt versieht; und Ketzer zu verfolgen, hielt die römische Kirche für eine heilige Pflicht, auch wenn sie den Leib brannte, um die „Seele" zu retten. Pflichten streiten gegen Pflichten; im Widerstreit der Pflichten ist mancher zugrunde gegangen, ohne zu sich selbst gekommen zu sein. Und mancher alte Wunsch kleidet sich gern in eine Pflicht, um seine Erfüllung zu finden. Ich tue zwar, was ich für meine Pflicht halte und bin doch hinters Licht geführt. Wie kann ich wissen, was an mir ist? Zwar weiß ich, was ich tue, doch ist dieses Erkennen kein rechtes Erkennen, und es kann kein rechtes Erkennen sein, weil es nicht aus dem r e c h t e n Tun stammt.

L.: Was nennen Sie rechtes Tun?

Dh.: Enthaltung von unrechtem Tun.

L.: Jede Enthaltung ist aber ein Lassen. So sollen wir also unser selbst gewahr werden durch Akte des Lassens statt des Tuns, wenn ich Sie recht verstanden habe?

Dh.: Denken Sie an einen einfachen Arbeitsvorgang als den elementarsten Ausdruck des Tuns. Jedes Tun erfordert Kräfte, deren Spannung ich recht inne werde im Moment der Lösung dieser Spannung. Bei dem Spiel von Geistform und Bewußtsein, das der Lebensvorgang „Ich" darstellt, läßt die Lösung der Spannung das Bewußtsein sich befreien, allerdings für gewöhnlich nur zu neuer Bekräftigung der Geistform zwecks neuer Arbeitsleistung. Zwar muß ich den Bogen spannen, doch weiß ich erst, wie weit ich schießen kann, wenn ich den Pfeil loslasse.

L.: Aber ich muß doch den Bogen spannen.

Dh.: Verstehen Sie recht: selbst in den Akten des Handelns sind es die Momente des Lassens, des Geschehenlassens, des Erlebens, in denen Bewußtsein aus der Geistform als neues Bewußtwerden zu sich selber und zum Wissen um sich selber kommen kann. Ein „reines" Tun ohne diese rhythmischen Lösungen aus den Spannungen ist ein Abstraktum. (Fortsetzung folgt.)

Schicksalslenkung

O, glaube nicht, daß du dein Schicksal wendest
Durch ein Gebet zum Gott im Himmelszelt,
Und daß du Not und Elend jemals endest,
Indem du scheidest von der Erdenwelt!

Nicht ist das Schicksal überird'sches Walten,
Noch ist es blinden Zufalls tück'scher Schlag;
Du selbst bist schicksalhaftes Sucht-Gestalten,
Bist Fleisch gewordenes Fatum! Ob der Tag

Den Busen dir vor sel'ger Freude schwellet,
Ob dir dein Herz vor heißem Weh zerreißt,
Dein eignes Wirken nur ist's, das dich fället
Und dich erhebt — und stets dein Schicksal schweißt!

So bist du selbst so Saat wie Saatgefilde,
Bist auch des Samens Frucht und ihr Gedeihn.
Wie du sie zeugst, so wachsen die Gebilde,
Wie deine Saat, so wird die Ernte sein.

Und fragst du, wie es kam und kommen werde?
O, blicke in dich, gibt der Unrast acht,
Die mit Verheißung lächelnder Gebärde
Dir stets von neuem eitle Hoffnung macht.

Gleich einer Flamme züngelndem Verzehren
Greift um sich deiner Triebe Sinnenbrand!
In unersättlich fieberndem Begehren
Zeugt sterbend neues Leben stets sein Tand.

Dies wesenlose Dasein ist dein Wesen.
So war's von je, wird's auch in Zukunft sein,
Bevor du nicht vom Lebenswahn genesen
Und von dir weist den trügerischen Schein.

So liegt Verantwortung der Schicksalsbürde
Für deines Daseins Lauf in eig'ner Brust,
Die keines Gottes noch so hohe Würde
Kann mildern dir! — Des sei dir stets bewußt!

K. M.

Nach dem Jüngsten Tage

Es war einmal — nein, es wird eigentlich erst einmal, aber das Wörtchen „es war einmal" paßt mir besser in meinen Kram.

Es war einmal ein Tag, da hörte die Welt auf zu sein. Die Menschen waren alle gestorben und sogar der letzte, der Totengräber, hätte zur Ruhe gehen können, wenn das noch nötig gewesen wäre; aber weil es ja der letzte Tag war, so brauchte er keine Ruhestatt aufzusuchen, sondern konnte gleich wieder damit beginnen, den Gestorbenen aus ihren Grüften aufzuhelfen.

Engelscharen stiegen nieder und rührten die Grabsteine an, daß sie sich hoben. Die Blumenhügel taten sich auf und Menschen kamen hervor. Nicht krank und müde, wie sie sich einst zur Ruh' begeben hatten, sondern stark und hoffnungsvoll stiegen sie aus ihren dunklen Grüften. Und die himmlischen Scharen geleiteten sie aufwärts vor einen strahlenden Thron. Rechts und links vorm Thron standen zwei Engel mit einer Waage und einem Schwert, in der Mitte aber saß der liebe Gott, dicht gehüllt in eine gewaltige Nebelwolke.

Als die Menschen herzukamen, verlor ein jeder plötzlich alles, was er hatte an Leib und Wissen. Und die Menschen bestanden nur noch aus den Taten, die sie dereinst getan hatten. Die Taten legte der Engel auf die Waage, das Gute, das getan war, und das Gute, das gelassen war; das Schlechte, das getan war, und das Schlechte, das gelassen war. Zuletzt legte der liebe Gott von der Wolke, die ihn umgab, noch einen Hauch hinzu, denn diese Wolke war lautere Gnade. Und es gab kein Leben, dem er nicht einen Hauch der Gnade gegeben hätte. Dann wurden die Taten leuchtender und schwerer, die Waagschale sank und die Taten wurden für Gute erklärt. Wenn aber die Taten gar zu leicht waren, dann half auch die Gnade nicht mehr, die Schale sank nicht und sie wurden für Böse erklärt. Der Engel mit dem Schwert in der Hand schlug sie hinweg, daß sie unter Blitz und Donner abwärtsstürzten. Die Guten aber führte Petrus durch die Himmelspforte, sie leuchteten, ohne doch zu brennen. Sie waren allsehend und allwissend durch die Gnade. Morgen sollte die Ewigkeit beginnen, wo nur Freude ist und Liebe.

Als die Sonne sank zum letzten Mal, als die Dämmerung wuchs zum letzen Mal, da drang vom Höllenrachen aus der Tiefe der erste matte Schein, der da zeigte, daß das Feuer dort

unten entzündet war, denn von morgen ab sollte auch dort die Ewigkeit beginnen mit eben jenen teuflischen Grausamkeiten, womit der Herrscher dieses Reiches für vergängliche Sünden unvergängliche Strafen erteilt.

Da die himmlischen Guten nun alles wußten und sahen, so sahen sie auch die Bösen dort unten und wie ihnen das Feuer drohte, das brennen sollte und doch nichts verzehrte, auf daß es kein Ende nähme. Als es völlig Nacht geworden war und die Hölle den blutigen Schein gewaltig hinaufwarf, griff einer der Guten tief in die Gewandung seines Wesens und holte ein neues Wollen, einem Schlüssel gleich, daraus hervor, der griff in die Haken der Himmelstür und schloß sie wieder auf von innen. Der Gute legte den Atemzug Gnade dann ernst und ruhig beiseite und wurde darauf nun selber wieder fast lichtlos. Er eilte schnell, wie der Strahl der Sonne einstmals, hinab zum höllischen Tor. Auch dort paßte sein Schlüssel, so fand er Eingang und riß seinen Sohn, der zu den Verdammten gehörte, von der drohenden Flamme hinweg und schloß ihn fest in vaterstarke Arme.

Mara der Böse fuhr auf, aber es half ihm nichts. Schon strömten ganze Scharen herbei vom Himmel. Jeder daraus griff nach einem oder ein paar von den Verlorenen und schützte sie vor der Glut. Da fand eine Frau ihren Mann, dort ein Freund den Freund; Bruder und Schwester, Bruder und Bruder, Schwester und Schwester; Geliebte fanden sich, auch Knecht und Herr, und Mitleid suchte solche, die niemals geliebt worden waren.

Nun hatte der Böse keine Macht, den Taten der Guten zu widerstehen, und als diese in langen Zügen, beladen mit all den Bösen, zum Höllentor hinauswanderten, mußte er sie ziehen lassen. Da wurde die Hölle ganz leer.

Aber zum Himmel ging der Zug auch nicht, denn die Bösen konnten nicht hinein, und die Guten mußten sie doch festhalten, damit sie nicht hinabstürzten in die Hölle.

Der Erdenball schwebte im Äther in der schönen Vollkommenheit seiner Gestalt, beleuchtet halb von Höllenglut und halb von des Himmels bleich strahlendem Schein. Leise rauschten seine Meere, Wolken hüllten seine Berge und die Lande streckten sich weit.

Da wuchs der Menschen alte Liebe wieder zur irdischen Natur. Freudigen, festen Schrittes wanderten sie ihr zu und richteten von neuem ihr Leben darauf ein, so wie sie es früher

getan hatten. Und bald wußte niemand mehr von ihnen, welche vom lichten Himmel und welche aus der Hölle Finsternis gekommen waren, denn sie hatten viel voneinander genommen, und wenn sie es selber wußten, ein jeder für sich, so sagten sie es nicht. Die einen, weil sie sich der Bosheit schämten, die andern, weil sie sich der Güte schämten. Am Ende ist ja auch beides gleichermaßen beschämend.

Die Sonne hatten sie sich längst wieder geholt und sie mußte ihnen neue Tage und Nächte machen, auch hob sie die Wasser hoch empor und ließ sie niederregnen wie einst. Und es ward Freude und Leid, Liebe und Bosheit und aller Vergänglichkeit Wirken ringsum. Nach der Ewigkeit aber verlangte es niemanden mehr.

Wenn die Menschen nun manchmal dachten an Himmel und Hölle und an der Erde Leben, dann kam es wohl, daß sie wünschten, von der Erde fort zu sein und doch nicht in Himmel und Hölle, denn die Erinnerung an jenen letzten Tag hatte ihnen die Hoffnung genommen, die das Erdenleid erträglich macht. Auch die Freude an manchem Glück hatte sie ihnen genommen.

Einer war unter ihnen, der erhaben war über sie, der zeigte ihnen die Befreiung. Da legten sie das Glück freiwillig in der Erde Schoß zurück. Da nun war ein großer Teil des Unglücks von ihnen abgefallen. Sie gaben mehr und immer mehr von sich selbst, so wurden sie selbstloser, ärmer und leichter; da sie nicht mehr von der Erde nahmen, wurden sie auch nicht wieder reicher. Am Ende hörten sie ganz auf zu sein.

Aus den Zeiten aber quellen Welten — Erden — Wesen endlos neu, ihre Nahrung: Haß und Liebe und ein leerer Zukunftswahn.

M. L.

Zur Entwicklungslehre

Der Buddha sagt: „Nur eins, ihr Mönche, lehre ich heute so wie seit je: Das Leiden und des Leidens Aufhören.“ Das heißt, der Buddhismus ist eine Lebenslehre, was dasselbe ist wie Sterbenslehre; eine Lehre, die uns helfen will, unser Leben so einzurichten, daß wir dem großen Lebensexamen, dem Sterben, gefaßt und mit innerer Ruhe entgegensehen können. Bloße Spekulationen über die Weltentstehung lehnt der Buddha ab wie alles, was als bloßes Spiel der Phantasie oder des logischen Denkens für den

wirklichkeitsgemäß denkenden Menschen keine Bedeutung hat. Gespräche dieser Art gehören zu dem großen Gebiet des samphappalāpa, des leeren Geschwätzes oder der tiracchānakathā, des kindischen (wörtlich: tierischen) Geredes. Daraus folgt keineswegs, daß der Buddha überhaupt nichts über die Entstehung der Welt gesagt habe. Er hat vielmehr so deutlich darüber gesprochen, wie man überhaupt nur darüber sprechen kann; so eindeutig, wie man über die Wirklichkeit reden kann. Aber der Buddha hat sehr wohl die Grenze zu ziehen gewußt zwischen dem, was sich über diese Dinge begründet sagen läßt und dem, was lediglich Phantasieprodukt und mehr oder weniger geistreiche Spekulation ist. Die Welt im buddhistischen Sinne ist eben etwas anderes als die Welt im gewöhnlichen Sinne. Darüber sprachen wir schon des öfteren.

Wenn wir hier einiges über die Entwicklungslehre sagen, so kann das nur den Sinn haben, die Widersprüche darin aufzudecken und damit gedankliche Hindernisse aus dem Wege zu räumen, die der buddhistischen Einsicht entgegenstehen.

Die seit Darwin in Aufschwung gekommene Entwicklungslehre, auch Abstammungslehre oder Deszendenztheorie genannt, behauptet, daß die natürliche Ordnung im Bereich des Organischen, insbesondere des Tierreiches und des Menschen, wie sie sich in der Naturforschung ergeben hat, genetisch aufzufassen sei; d. h. sie nimmt an, die Lebewesen stammen in der Weise voneinander ab, daß zunächst die sogenannten niederen Tiere da waren, die Einzeller oder Protozoen, daraus sich auf Grund der „natürlichen Zuchtwahl", im „Kampf ums Dasein", die höher organisierten entwickelten, bis als das bisher letzte Produkt dieser „natürlichen Schöpfungsgeschichte" der Mensch entstanden sei. Diese Lehre hatte seiner Zeit, als sie auftauchte, etwas Verblüffendes und entsprach dem Geist der damaligen Zeit so sehr, daß die meisten der sog. Gebildeten sie aufnahmen. Man war damals „aufgeklärt" in dem Sinne, daß die materialistische Weltanschauung das Blickfeld wenigstens wissenschaftlich wesentlich beherrschte. Wie ja die Wissenschaft ihrer Grundlage nach materialistisch ist. Die Überlieferung der Bibel fand schon damals in großen Kreisen keinen rechten Widerhall mehr, besonders in protestantischen Gegenden, und es ist bezeichnend, daß die Abstammungslehre ihren Ausgang von England nahm, also einem ausgesprochen protestantischen Land, wo der Gedanke der Nütz-

lichkeit eine hervorragende Rolle spielt. Wenn Darwin selbst auch ein gläubiger Christ war und blieb, so mußte seine Lehre in der Folge doch zu einem Gegner der christlichen Auffassung werden, wie es in der weiteren Durchbildung geschah, insbesondere in dem Häckelschen Monismus. Die Katholiken sind in dem Maße wie die Protestanten nie Anhänger der Abstammungslehre gewesen. Auch von protestantischer Seite hat man zwar die neue Lehre zu widerlegen versucht und dagegen gekämpft, aber die Übermacht der neuen Idee war groß; in meinen jüngeren Jahren war es einigermaßen selbstverständlich, daß man als „aufgeklärter" Mensch die biblische Schöpfungsgeschichte durch die „natürliche" Darwins und Häckels ersetzte.

Im Laufe der Jahrzehnte sind wir nun dahin gekommen, daß die Wissenschaft im großen und ganzen die Entwicklungslehre als richtig und selbstverständlich hinnimmt, und sogar in Kreisen, die der materialistischen Weltanschauung, die ja nun einmal das Wesen der Abstammungslehre ausmacht, fern stehen, kommt man nicht darüber hinaus. So fand ich z. B. vor drei Jahren in der Ausstellung „Wunder des Lebens" eine Anzahl Bilddarstellungen, die ganz selbstverständlich auf der Abstammungslehre fußten. Die Richtung dieser Ausstellung war aber ganz und gar nicht materialistisch. Auch in Büchern, deren Verfasser keineswegs weltanschaulich die materialistische Auffassung vertreten, findet man immer wieder die selbstverständliche Bezugnahme auf die Deszendenztheorie.

Was diese Lehre sehr bald zweifelhaft und nachdenkliche Menschen stutzig machte, das war die Art, wie sie die Frage nach dem ersten Anfang des Lebens beantwortete. Die Abstammungslehre setzte zunächst den Beginn des Lebens in eine Urzelle. Das war eine reine Glaubenssache. Ging man aber weiter und suchte den zureichenden Grund für die Urzelle, dann blieb es dem Belieben des einzelnen überlassen, bis zu welchem Punkte er die Reihe der „Ur"-Bildungen weiter zurückverfolgen wollte, als Urschleim, Urnebel oder was sonst. Das Ergebnis war in jedem Fall ein Glaubenssatz, ein schlechthin Unbeweisbares.

Zu diesem wundesten Punkt kamen im Laufe der Zeit noch eine Reihe anderer, die dann von den Vertretern der christlichen Bekenntnisse sehr gern gegen die Abstammungslehre ins Feld geführt wurden. Dieser Kampf geht noch jetzt unvermindert weiter und entwickelt sich allmählich immer mehr zu Ungunsten der

Abstammungslehre. Dabei muß man immer tiefer in den organischen Aufbau der Tiere hineinleuchten, woraus sich eine schwierige Spezialforschung und -literatur entwickelt hat, wie leider auf allen Gebieten.

Auch wir, die wir vom Buddha belehrt sind, haben uns vielfach noch nicht von den mit der Abstammungslehre verbundenen Vorstellungen freigemacht. Es ist deshalb wichtig, einiges über die Widersprüche und Unzulänglichkeiten zu erfahren, die sich im Laufe der weiteren Forschung ergeben haben. Die meisten naturwissenschaftlichen Tatsachen entnehme ich dem Buch von Dr. Bernhard Steiner, „Stilgesetzliche Morphologie“[1]).

Ein wesentlicher Einwand außer dem bereits erwähnten ist dieser: Die Abstammungslehre behauptet, daß das Entscheidende in der Zuchtwahl und damit der „Höher“-Entwicklung der Tiere die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit der Gestalt und der Organe für den Kampf ums Dasein sei. Tierformen, die für den Daseinskampf nicht zweckmäßig gebildet waren, gingen unter und wurden durch geeignetere ersetzt. Andere Momente als Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit kommen danach überhaupt nicht in Betracht. Tatsächlich gibt es aber bei allen Lebewesen formbildende Faktoren, die sich unter den Begriff der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit allein nicht bringen lassen. Fast bei allen Formen finden wir ästhetische Momente, ein Bedürfnis nach äußerer Ausgeglichenheit und Schönheit, jedenfalls etwas, das über das rein Zweckmäßig-Nützliche hinausgeht. In ganz erstaunlicher Weise ausgeprägt finden wir das sogar bei ganz niederen Lebewesen, den Radiolarien, einzelligen Tieren, die beim Sterben eine kalkhaltige Hülle als „Leichnam“ hinterlassen. Diese Radiolarien-Leichname bilden zum großen Teil bekanntlich den Meeresboden und -strand und enthüllen unter dem Mikroskop eine einzigartige Welt phantastischer Formen von wunderbarer Schönheit.

Gerade wir als Buddhisten wissen, welche Bedeutung der Begriff der Schönheit für das Leben hat, daß Schönheit eins der mächtigsten Mittel ist, durch die Mara ~~(der Böse)~~ die Lebewesen immer wieder in sein Garn lockt. Ob es der menschliche Körper ist, ob Tiere oder Pflanzen oder Gesteinsbildungen, überall unter-

[1]) Vgl. B. L. u. D. Jahrg. VIII, Heft 2, S. 80 ff.

scheiden wir: das ist schön, das ist häßlich, und richten uns danach in unseren Zu- und Abneigungen bzw. lassen diese das Urteil fällen! Offensichtlich hat das mit dem Zweckmäßigkeitsstandpunkt nichts mehr zu tun. Betrachten wir nur den Kampf ums Dasein, so können wir sagen, daß das Ästhetische in dieser Hinsicht zweckfrei ist, freilich nur in diesem Sinne.

Sogar innerhalb der einzelnen Organismen, im Körper und daher dem Blick für gewöhnlich entzogen, finden wir ähnliche Gestaltungen, die sich nicht einfach mit dem Begriff zweckmäßig abtun lassen. Freilich streiten hier die beiden Begriffe schön und häßlich oder gar ekelhaft sehr miteinander und dementsprechend die Empfindungen angenehm und unangenehm; aber auch das ist ein Hinweis darauf, daß keine reine Zweckmäßigkeit oder „Sachlichkeit" vorliegt.

Ein anderer wichtiger Einwand ist der: Wie ist es möglich, daß nicht nur die Endprodukte der Entwicklung, also der Mensch, sondern auch alle möglichen Tiere, von den niedersten Einzellern bis zu den hochentwickelten Säugetieren, immer noch weiterbestehen bis auf den heutigen Tag? Wäre die Lehre von der Zuchtwahl richtig, so könnten sie nicht mehr leben, sondern müßten aus Mangel an Zweckmäßigkeit längst untergegangen sein.

Weiter: Nach der Abstammungslehre müßte sich eine Stetigkeit der Entwicklung feststellen lassen, die sich in dem Satz ausdrückt: natura non facit saltum, die Natur macht keinen Sprung. In der heute gebrauchten Form geht dieser Satz wohl auf Leibniz zurück, den oder einen der Erfinder der Infinitesimalrechnung, der die Stetigkeit im Aufbau seiner mathematischen Gebilde auf die Welt der Lebewesen gedanklich übertrug. Solche Sätze werden dann nachgeredet, und selten macht sich einer Gedanken darüber. Auch ich habe ihn bisher so nachgeredet und bin erst durch das erwähnte Buch auf den Fehler gestoßen worden. Es ist gar nicht wahr, daß die „Natur", wenn wir diesen Ausdruck hier beibehalten wollen, keinen Sprung macht, wenigstens nicht in dem Sinne, daß die Entwicklung der Lebewesen stetig und gleichförmig vor sich ginge. Nicht nur Biologen und Physiologen können das feststellen, sondern auch wir. Der Wachstumsvorgang z. B. beim Kinde geht so vor sich, daß auf Zeiten äußerlich kaum sichtbarer Entwicklung solche Zeiten folgen, wo man die Entwicklung fast mit den Augen verfolgen kann. Sie geht schubweise, wellenförmig oder „rhythmisch" vor sich. Wir wissen,

daß die Kinder z. B. um das zehnte Lebensjahr herum einen Wachstumsschuß in die Höhe bekommen, wobei sich dann zuweilen sogar Schmerzen in den Gliedern einstellen. Man sagt dann geradezu: „Das ist Wachstum."

Ein sehr interessantes Beispiel ist die Tatsache, daß der Blutkreislauf des Kindes bei der Geburt plötzlich, in einem Augenblick aus dem embryonalen, von der Mutter abhängigen Zustand in die selbständige Form übergeht. Die Organe waren zwar vorher schon vorbereitet, aber bis zu diesem Augenblick teilweise noch unbenutzt. Der Biologe Prof. v. Üxküll bezeichnet diese ruckartige Umstellung, die man geradezu als Sprung bezeichnen kann, als den „kritischen Punkt".

Auch unsere geistige Entwicklung geht nicht gleichförmig und stetig vor sich, sondern gleichsam wellenförmig, und ist mit Krisen, d. h. Scheidungspunkten verbunden. Wir erleben es immer wieder, daß uns Einsichten blitzartig aufspringen oder aufblühen, wie ja auch die Blüte fast sichtbar aufspringt. Wir dürfen daraus nur nicht schließen, daß das ruckartige Wachstum ohne Vorbedingungen stattfindet. Auch die Vorbereitung ist Wachstum, jedoch von anderem Charakter als das ruckartige Aufblühen. Der Lebensvorgang ist also, was die Gangart betrifft, nicht einem Elektromotor mit gleichförmigem, stetigem Drehen zu vergleichen, sondern einem Benzinmotor, der in Explosionen verläuft. Leben ist Rhythmus, Wellenbewegung mit schwankender Wellenlänge.

Auch innerhalb des einzelnen Organismus trifft das hinsichtlich seiner Form zu. Zwar läßt sich kein Organ von seiner Umgebung trennen, ohne als solches unbrauchbar zu werden, sondern von einem zum andern bestehen ununterbrochene Übergänge. Wir können jedoch auch hier deutlich sozusagen rhythmische Unterschiede feststellen, die wir dann als Herz, Lunge, Leber, Nieren usw. bezeichnen. Ebenso die äußere Gestalt des Körpers, der ja nicht eine gestaltlose Masse ist, sondern ein auch äußerlich sich selber Rhythmisierendes, Gestaltendes, eben eine „Form", ein Ausdruck, der die Unterformung in sich schließt.

Ähnlich ist es auch in dem Verhältnis des einzelnen Lebewesens zur Außenwelt. Auch hier gibt es zwar nirgends eine feste Grenze zwischen Ich und Nicht-Ich als Außenwelt, und doch erlebt sich der Unterschied in jedem Augenblick. Das Ich, das einzelne Lebewesen, formt sich von Augenblick zu Augenblick

durch Ergreifen der Außenwelt in sechsfacher Weise, verbindet und unterscheidet sich zugleich damit in jedem Augenblick mit bzw. von ihr. Auch hier ist keine Stetigkeit des Überganges von Ich zu Nicht-Ich. Das würde zur Gestaltlosigkeit, zu einer formlosen Masse führen; sondern hier ist ebenfalls ein rhythmischer, sich selber formender Vorgang des sich-Unterscheidens. Wir brauchen nur an den rhythmischen Atemvorgang zu denken. Wir essen auch nicht ununterbrochen und gleichmäßig, sondern nur zu gewissen Zeiten.

So ist es in unserem Verhältnis zur Außenwelt, so ist es auch im Verhältnis der einzelnen Lebewesen zueinander. Und zwar sowohl innerhalb der einzelnen Art, wo sich die Individuen gegen einander abgrenzen, als auch im Verhältnis der Arten zueinander. Überall finden wir zugleich Übereinstimmungen und Unterscheidungen, was wir mit „Ähnlichkeit" ausdrücken können. Daher die Unmöglichkeit, für alle Fälle gültige b e g r i f f l i c h e Unterscheidungen und Grenzen festzulegen, durch die man die Tierformen in bestimmte Kategorien einteilt. Um sich überhaupt praktisch zurechtzufinden, muß der Mensch mit Begriffen arbeiten, unterscheiden und ordnen, und er muß sich dabei den Gestaltungen der gegebenen Welt anpassen. Insofern sind die begrifflichen Kategorien, die der Mensch bildet, keine bloßen Hirngespinste, sondern im „Objekt" begründet. Die Begriffe geben dann die gegenständliche Welt sozusagen noch einmal in abstrakter Form, als eine Art Spiegelbild von ihr. So wenig aber das Verhältnis Spiegelbild — Objekt etwas aussagt über das Wesen, die Wirklichkeit dieser beiden „Kontrahenten", so wenig sagt das Verhältnis Begriff — Gegenstand etwas aus über deren Wesen. Man darf also aus der Tatsache, daß wir die Außenwelt in begründeter Weise (mit Vorbehalt) „kategorisieren", nicht ohne weiteres schließen, daß sich in den begrifflichen Kategorien sowohl wie der „objektiven" Welt ein reines Sein, eine „intelligible Welt" ausdrücke. Darauf kommen wir noch zurück.

Wir wollen hier festhalten: Die Begriffe haben keinen endgültigen, keinen Erkenntniswert im Sinne von Erkenntnis der Wirklichkeit ihrem Wesen nach, sondern nur vorläufigen, praktischen oder Orientierungswert, etwa wie eine Speisekarte nur praktischen oder Orientierungswert hat, aber nichts über das Wesen der Ernährung sagt.

Um nur ein Beispiel anzuführen, wie wenig die begrifflich

festgestellten Grenzen in Wirklichkeit gelten: Wir unterscheiden unter den Raubtieren u. a. hundeartige und katzenartige. Zu den Hunden rechnen wir den Wolf, den Fuchs, den Schakal. Als Katzen haben wir den Löwen, den Tiger, den Panther, den Leopard. Der Gepard in Afrika und Südwestasien ist ebensosehr Hund wie Katze. Man rechnet ihn wohl unter die Katzen, er gehört aber beiden Gruppen an. Über ähnliche Zwischenformen, und zwar zwischen Mensch und Affe in der Gestalt gewisser Zwergvölker in Innerafrika, sprachen wir schon vor einiger Zeit.

Die Zoologen haben festgestellt, daß gewisse neue Tierarten in der Erdgeschichte aufgetaucht sind, ohne daß stetige Übergänge zu bereits vorhandenen zu finden sind, und zwar tauchen sie nicht nur in einigen Exemplaren auf, sondern in zahlreichen. Man kann wohl feststellen, daß in gewissen, vorher vorhandenen Tierformen Andeutungen der später auftauchenden zu finden sind, jedoch tritt die neue Art mit einer sprunghaften Plötzlichkeit auf, die mit der Entwicklungstheorie nicht in Einklang zu bringen ist.

Dann die Theorie der „rudimentären (d. h. nur sozusagen probe- oder andeutungsweise entwickelten) Organe". Nach der Entwicklungslehre sollen gewisse Bildungen in der Entwicklung des Einzelwesens, die nur andeutungsweise auftreten, aber nicht voll zur Ausbildung kommen, auf die Abstammung von der niederen Art hindeuten. So z. B. bildet sich in der Entwicklung jedes Säugetiers und auch des menschlichen Embryos (sog. Ontogenese) eine Andeutung von Kiemen, die Kiemenspalten und -bogen. Im Fortschreiten der Entwicklung des Säugetieres werden daraus u. a. Teile des Gehörorgans. Aus dem Vorhandensein der Kiemenspalten schließt die Deszendenztheorie, daß die Säugetiere von den Fischen abstammen, somit auch der Mensch. Nun gibt es bestimmte „rudimentäre" Formen, die sich schlechterdings nicht auf dem Wege der Abstammung erklären lassen. Einmal gewisse Rückbleibsel aus der Entstehungsgeschichte des Einzelwesens, sozusagen „Hilfskonstruktionen", die nur für den embryonalen Aufbau nötig und brauchbar sind, nach Fertigstellung der Lebensform aber keinen Zweck mehr haben und nur als Andeutung früheren Geschehens zurückbleiben. Hierher gehört z. B. der Nabel. Ein Hauptsatz der Entwicklungslehre, das biogenetische Grundgesetz, sagt, daß die Ontogenesis (die Entwicklung des Individuums) eine durch Vererbung bedingte, durch Anpassung modifizierte Wiederholung der Phylogenesis (Entwicklung des Stammes) sei. Die Ent-

wicklung des Individuums enthält aber Formen, die für das fertige Einzelwesen keine Bedeutung haben, z. T. sogar solche, die ein Funktionieren des fertigen Organs, z. B. des Auges, unmöglich machen würden. B. Steiner schreibt darüber:

„Die ontogenetische Ordnung umfaßt aber auch Bildungen, deren ausschließlich ontogenetischer Charakter daran ersichtlich ist, daß sie die Funktion des von ihnen gebildeten Organs stören würden, wenn sie über den kritischen Punkt zurückbleiben. Ein solches Element ist z. B. die Arteria hyaloidea. Sie zieht vom Augenhintergrund des Embryo durch den Glaskörper, sich dort verästelnd an die Linse, welche sie mit ihren Schlingen umgibt, und dient zur Ernährung, d. i. also zum Aufbau des in Bildung befindlichen Auges. Es ist klar, daß beim Beharren dieses Zustandes (Arteria hyaloidea persistens) die Funktion des Auges gestört ist; und es ist ebenso klar, daß dieses rein ontogenetische Element mit keiner phylogenetischen Annahme in Verbindung gebracht werden kann — funktionsverhindernde Morphen (Gestaltungen) gibt es auch in der Phylogenese nicht; das ist schon daraus ersichtlich, daß keine einzige Art im erwachsenen Zustand die Arteria hyaloidea normalerweise besitzt ..." (S. 169).

Wie soll das ausgebildete Individuum da Eigenschaften, Fähigkeiten oder Organe „vererben", die es selbst nicht hat und nicht einmal gebrauchen kann? Verglichen mit dem Embryo, ist ja das ausgebildete Einzelwesen in dieser Hinsicht nicht eine „Entwicklung" im Sinne eines „Vorwärts und Aufwärts", sondern ein Zurückgehen.

Am widerspruchsvollsten steht es vielleicht mit dem sog. Geschlechtsdimorphismus. Alle Säugetiere, auch der Mensch, sind in einem gewissen Stadium der Ontogenese, der vorgeburtlichen Entwicklung, zweigeschlechtig. Sie weisen in diesem Stadium die Merkmale beider Geschlechter in einem Vorstadium gleichmäßig auf. Obwohl das Geschlecht des fertig entwickelten Lebewesens bereits durch die Beschaffenheit der Ei- und Samenzelle festgelegt ist (durch die Zahl der sog. Chromosomen), gehen beide Geschlechter durch ein Stadium hindurch, in dem sie, äußerlich betrachtet, ganz gleich sind. Erst zu einer bestimmen Zeit geht jedes seinen besonderen Weg der Entwicklung weiter. Dann entwickeln sich die betreffenden Organe einseitig weiter, die andern bleiben zurück und sind beim vollentwickelten Individuum nur noch andeutungsweise vorhanden und teilweise völlig zwecklos wie etwa die männlichen Brustdrüsen.

Wollte man hier die rudimentären Organe phylogenetisch, im Sinne der Abstammungslehre deuten, so würde man zu der Widersinnigkeit gelangen, daß die weiblichen Individuen früher männ-

lich waren und umgekehrt. Oder man müßte als „Ahnen“ zweigeschlechtige Wesen annehmen; doch wird das kaum ein Forscher ernstlich behaupten.

Kann man aber d i e s e Art rudimentärer Organe nicht im Sinne der Entwicklungslehre deuten, dann ist es auch nicht notwendig, die andern rudimentären Organe, wie die Kiemenspalten, phylogenetisch zu erklären.

Die Deszendenztheorie ist als rein mechanistisch-materialistische Auffassung mit der Anschauung vom Leben als einem rein physikalisch-chemischen Prozeß verbunden. Abgesehen von den Einwänden gegen die Abstammungslehre als solche gibt es schwerwiegende biologische Argumente gegen die rein physikalisch-chemische Auffassung des Lebens. Im einzelnen können wir nicht darauf eingehen. Nur kurz ein paar Tatsachen. Man hat feststellen können, daß es bei manchen niederen Tieren Zwillinge verschiedenen Geschlechts gibt, die aus e i n e m Ei stammen. Ferner die Spiegelbildlichkeit bei vielen Formen, z. B. der Hände als rechte und linke Hand, die mit Ausnahme der Fingerabdrücke und Handlinien physiologisch ganz gleich sind. Hier versagen die modernen chemisch-physikalischen Erklärungsversuche, wenn man ja auch immer wieder bedacht ist, neue Theorien zur Erklärung zu bilden.

So viel über die Widersprüche. Wir stehen nun vor der Frage: Wenn die Abstammungslehre nicht richtig ist, wie können wir uns die Entstehung der Arten, insbesondere des Menschen erklären? Der menschliche Geist neigt immer zu Extremen. Das liegt im Wesen des begrifflichen Denkens. Ist die materialistisch-physikalisch-chemische Deutung und im Zusammenhang damit die Abstammungslehre nicht haltbar, so glaubt der Mensch auf Grund der Logik sich in die Notwendigkeit versetzt, „formende Prinzipien“ im Sinne eines transzendenten Schöpfungsplans anzunehmen samt dem dazugehörigen „planenden Intellekt“ oder der „schöpferischen Intelligenz“, die man gewöhnlich mit Gott bezeichnet.

An anderer Stelle [2]) habe ich darüber gesprochen und will hier nur noch einmal kurz zusammenfassen. Zweifellos ist es richtig, auf gestaltende Kräfte zu schließen, die über das Stoffliche hinausgehen und daher mit den fünf Sinnen nicht erkennbar sind,

---

[2]) a. a. O.

gestaltende Kräfte, die die formbereite Materie erst zur Lebensform bilden und als solche unterhalten. Ein grundlegender Irrtum ist es jedoch, diese gestaltenden Kräfte oder ihren Ursprung in ein transzendentes Sein zu verlegen, von wo aus sie in geheimnisvoller Weise und in sich widerspruchsvoll wirken. Widerspruchsvoll deshalb, weil ein transzendentes Sein unbedingt sein müßte, unabhängig von jeder Veränderung und damit auch frei von jeder Beziehung. Darüber sprachen wir schon oft. Wirklichkeitsgemäß können die gestaltenden Kräfte, obwohl sinnlich nicht zugänglich und wahrnehmbar, nur dem Lebensvorgang selbst angehören, ohne transzendent zu sein, ohne auch anderseits bloße „Funktion" der Materie zu sein. Wir haben also gewissermaßen zwei Schichten im Lebensvorgang, erstens die sinnlich wahrnehmbare Form und zweitens das nicht sinnlich wahrnehmbare Formende. Letzteres das lebenschaffende „Prinzip" zu nennen, hat keinen Sinn, da es nicht ohne Vorbedingungen da sein kann, also kein Prinzip, kein „Ur-Grund" ist. Buddhistisch haben wir für die beiden Schichten des Lebensvorganges einmal das gemeinsame Wort sankhāra, das sowohl das Gestaltende wie das Gestaltete umfaßt; zweitens besondere Bezeichnungen für beide, nämlich Bewußtsein als das Gestaltende und Geistform als den Niederschlag, das Gestaltete. Beide stehen in gegenseitiger Abhängigkeit, nur mit dem Unterschied, daß das Bewußtsein, das hier auch das mit umfaßt, was wir heute das Unbewußte oder Unterbewußtsein nennen, und zwar in seiner aktiven Form als Impuls, den ganzen Vorgang leitet. Inbegriff der Sankhāras, können wir sagen, ist der Lebensdurst, wie der Buddha ihn nennt.

Wie wir uns von der buddhistischen Einsicht aus zur Entstehung der Arten zu stellen haben, darauf werden wir später zurückkommen. Allgemein wollen wir hier nur dies feststellen: Grundsätzlich ist für das buddhistische Denken nur eins unmöglich: die Annahme eines ewigen, unveränderlichen Seins als schöpferisches Prinzip. Alles andere ist nicht als schlechthin unmöglich zu betrachten. Sollten wir also in die gedankliche Notwendigkeit versetzt werden, die Entstehung von Lebewesen auf anderem Wege anzunehmen als dem uns geläufigen durch Geburt aus dem Ei oder dem Mutterschoß, so würde dem von der buddhistischen Einsicht aus nichts entgegenstehen, wenn auch eine solche Annahme unseren alltäglichen Erfahrungen widerspricht. Vergessen wir nicht, daß alle diese Dinge nicht die Hauptsache sind. Wenn

wir sie hier erörtern, dann nur zu dem Zweck, um die Lehre vom Lebewesen als restlos Wirken und damit Leiden indirekt zu bestätigen und gedankliche Hindernisse hinwegzuräumen, wie ich schon vorher sagte. Unsere eigentliche Aufgabe bleibt die Überwindung des Leidens, womit wir zum Ausgangspunkt zurückkehren. K. F.

Bücher

Arjopa, die erste Pilgerfahrt einer weißen Frau nach der verbotenen Stadt des Dalai Lama. Von **Alexandra David-Neel.** 2. Auflage. F. A. **Brockhaus, Leipzig** 1930. 322 Seiten, mit 45 Abbildungen und einer Karte. Broschiert 9,— RM, Leinen 10,— RM.

Dieser erste Bericht der Verfasserin über ihre Reisen in Tibet ist auch der persönlichste. Sie gibt in dem Buch eine dramatische Schilderung der Pilgerfahrt nach Lhasa, die sie als Arjopa, als Bettelpilgerin, zusammen mit ihrem Pflegesohn, dem Lama Yongden, unternahm. Über die Beweggründe dazu kann man zwar verschiedener Meinung sein. Frau D.-N. wollte zeigen, was eine Frau alles kann; sie wollte beweisen, daß sie als erste weiße Frau es fertig brächte, das seit langer Zeit für Ausländer verschlossene Gebiet Innertibets zu durchqueren und bis zur „heiligen Stadt" Lhasa vorzudringen. Sie selbst sagt, als sie ihr Ziel endlich erreicht hat: „Eigentlich hatte mich ja mehr eine Art Eigensinn hergetrieben als ein unbezwinglicher Wunsch." Was aber sie sowohl wie ihr Pflegesohn in der Durchführung des Planes alles auf sich nahmen an Entbehrungen und Qualen; die Willenskraft, mit der sie ihr Ziel verfolgte, die Fähigkeit, jede schwierige Lage blitzschnell zu erfassen und zum besten zu kehren, das zeigt eine Persönlichkeit von außerordentlichem Format. Zwar scheut sie vor keiner List zurück, wenn es gilt, aus einer schwierigen Lage zu entkommen. In Verstellung und Ausflüchten, um nicht zu sagen Lügen, um sich vor Entdeckung zu schützen, um das Incognito der „armen alten Mutter des gelehrten Lamas" zu wahren, leisten beide Meisterhaftes. Frau D.-N. sagt, daß ihr Pflegesohn dem listenreichen Odysseus an Geschicklichkeit nicht nachstehe. Von ihr selber gilt das nicht weniger. Davon abgesehen ist das Maß an Mut, Opferbereitschaft und Geduld unerhört, das vor allem sie selbst bei dieser Pilgerfahrt auf sich nahm, das aber auch ihrem Begleiter, dem Lama Yongden, zuteil wurde. In einer Zeit, wo es als vornehm gilt, recht viele Ansprüche zu haben und recht verwöhnt zu sein; wo man nicht mehr weiß, daß wahre Vornehmheit und Überlegenheit gerade in der Einfachheit, in der Bereitschaft zum Loslassen und Aufgeben der eigenen Ansprüche besteht — in dieser Zeit ist das Beispiel, das uns Frau D.-N. hinsichtlich der Anspruchslosigkeit und Anpassungsfähigkeit an die äußeren Verhältnisse gibt, nicht leicht zu überbieten. Darin liegt für uns der Hauptwert dieses Buches. Am 25. Oktober d. J. vollendet die Verfasserin ihr 60. Lebensjahr. Danach war sie zu der Zeit, als sie die Pilgerfahrt nach Lhasa unternahm, Mitte vierzig, also in einem Alter, wo der Körper meist nicht mehr so sehr geschmeidig ist. Möchte ihr die außer-

ordentliche körperliche Widerstandskraft und geistige Lebendigkeit noch lange erhalten bleiben, die ihr ihre Expeditionen ermöglicht hat.

Die Einblicke, die das Buch in die Lebensweise der Tibeter gibt, sind sehr lehrreich, wenn wir auch durch die andern Bücher der Verfasserin schon einen Einblick darin erhalten haben. Am eigenartigsten erscheint uns dabei die Fähigkeit der Verfasserin, sich als Europäerin diesem Leben so anzupassen in Verkleidung, Bewegungen, Lebenshaltung, daß alle Tibeter sie für eine der Ihren halten und kaum einem von ihnen ein Verdacht an ihrer Rolle aufsteigt. Einen Höhepunkt der Schilderung bildet die Begegnung mit Räubern, die sie durch ihre Zauberpraktiken, durch Anrufung grausiger Dämonen so in Furcht versetzt, daß sie die geraubten Sachen reumütig zurückgeben und froh sind, als der Lama ihnen den Segen erteilt. Sie selbst geht in dieser Szene so auf, daß sie die „okkulte Atmosphäre", die sie durch ihre „Aufführung" geschaffen hat, selbst zu spüren meint.

Finden wir in dem Buch auch nur zuweilen eigentlich buddhistische Anklänge, so ist es doch in seiner Eigenart sehr lesenswert. Der Verlag hat ihm mit dem orangefarbenen Leineneinband ein schönes Kleid gegeben. Zum Schmuck und zur Anschaulichkeit tragen auch die vielen Photoaufnahmen bei.

K. F.

*

The Wheel, April/Mai 1938, enthält eine kurze Darstellung der Buddhalehre (The Essence of Buddha's Teaching) von Nyānatiloka Thera, die als Einführung die Tiefen und Schwierigkeiten der Lehre naturgemäß nur andeuten kann. Die Übersetzung von anattā mit „phenomenality" (Erscheinungheit) halten wir nicht für zweckmäßig, weil sie zu sehr an den „Positivismus" anklingt.

Den eindrucksvollen kleinen Artikel „Kill not for pity's sake" (Töte nicht — habe Mitleid) aus demselben Heft, von Major Charles Van der Byl, geben wir in der Übersetzung wieder:

Ich sah eine Photographie eines Fuchses in einer Stahlfalle, der in qualvollem Todeskampf gestorben war. Er war erfroren; die keuchende Schnauze stand weit offen, die Augen starrten mit offenen Lidern, als die schreckliche Kälte der Tortur ein Ende machte. Dies und auch die lebendige Schilderung Dr. Gordon Stables' und anderer von der Häutung lebender Seehunde und der Zurücklassung der im gefrorenen Schnee verhungernden Seehundjungen veranlaßte mich zu dem Gelübde, alles, was in meiner Macht steht, zu tun, um diese scheußlichen Greuel zu beenden.

Breitschwanz (die Frühgeburt des persischen Schafes) wird oft mit größter Grausamkeit gewonnen. In gewissen Teilen Rußlands wird das Mutterschaf mit eisernen Ruten geschlagen; man gibt ihm ungefähr 100 Schläge, um die Frühgeburt von Breitschwanz herbeizuführen. Diese neugeborenen Lämmer werden dann lebend gehäutet, um ihr sehr feines, weiches Fell zu erhalten. Ich weiß, daß eine gewisse Firma 30 Millionen Dollar in zehn Jahren durch dieses gräßliche Verfahren verdient hat. Diese Mitteilung stammt tatsächlich von einem Pelzhändler, der aus verständlichen Gründen unbekannt bleiben möchte.

Ein alter Pelzjäger, der seine Tätigkeit aufgab, weil er von der damit verbundenen Grausamkeit angeekelt war, schrieb folgendes:

„Als (wie ich glaube, bekehrter) Pelzjäger von vieljähriger Erfahrung, weiß ich, wovon ich spreche. Jedes Tier leidet qualvoll von dem Augenblick an, wenn sein Bein in den Stahlkiefern der Falle gefangen ist, die es zerreißt und zerbricht. Wie lange leidet das arme Opfer? Die Gesetze besagen, daß ein Pelzjäger sehr oft seine Fallen besichtigen muß; aber tatsächlich wird dieses Gesetz aus Witterungsgründen nie befolgt. Als wir einen Strom überquerten, sahen wir nach unseren Bisamrattenfallen. In einer war ein Fuß und einige daraus vordringende, zusammengedrehte Sehnen. Viele Tiere sind mit dem einzigen Fuß gefangen worden, den sie noch besaßen, nachdem sie die andern drei vorher in Fallen eingebüßt hatten. (NB.: Sehnen können nicht durch Zusammendrehen gebrochen werden; sie müssen durchgenagt oder in der ganzen Länge des Gliedes herausgezogen werden.) Ich kam zu einer Kneifschlinge aus gedrehtem Messingdraht. Darin war ein schöner Fuchs, der in der Luft kämpfte. Die Drähte hatten das Fell von seinem Bauch abgetrennt und waren in das blutende Fleisch eingedrungen, während das Fell an jeder Seite der Wunde zurückgeschoben war. Wie lange mußte das Tier wohl in diesem Zustand zugebracht haben? Und noch immer war es nicht ganz tot. Meinen letzten Bären hörte ich viele Tage lang, bevor ich Verdacht hegte, woher die Laute stammten. Ich fand das halbwüchsige Tier halbtot mit brandiger und stinkender Tatze. Seine Zähne waren bei dem Versuch abgebrochen, die Stahlkiefer der ungeheuren Falle abzutrennen. Das andere Bein des Bären war durch seine eigenen rasenden Bisse beim Todeskampf verstümmelt."

Acht bis zehn Biber oder 260 Hermeline werden für eine Jacke getötet, ungefähr achtzig Nerzfelle ergeben einen Mantel. Praktisch erleiden alle Tiere durch die Pfoten höllische Qualen in der Stahlfalle, was auch einen heftigen Durst verursacht, der nicht gelöscht werden kann. Wie kann eine Frau Gefallen daran finden, einen Pelz zu tragen, wenn sie weiß, daß jedes Haar dieses Felles in verlängerter Qual gezittert hat? Die moderne Verrücktheit nach Sommerpelzen und -pelzbesatz, die sicher nicht zur Wärme erforderlich sind, hat die grausame Jagd nach Pelztieren ungeheuer vermehrt. Die fortschreitende Vernichtung ist kolossal. Über 100 Millionen Felle verschiedener Art werden jedes Jahr (in England) eingeführt, um einen Markt zu versorgen, der nicht länger mehr bestehen würde, wenn die Frauen nur erkennten, wie diese Felle erlangt worden sind. Wenn Sie nachts bequem im Bett liegen, erinnern Sie sich daran, daß die langen Stunden hindurch Tausende von Wesen in Stahlfallen stöhnen und sich selber in Stücke zerreißen; daß Sie sich in ihre Felle hüllen können. Unter diesen armen, gequälten Wesen sind auch zahllose Mütter, deren Junge verlassen sind und verhungern. Ist es all das wert?

Druckfehlerberichtigung

Jahrgang VIII, Heft 2, S. 85, Z. 12 statt „Gesichtes": „Ge-Schichtes"; Jahrgang IX, Heft 1, S. 3, Z. 12 statt „Koch": „Mönch"; S. 27, Z. 18 von unten: statt „es": „er"; der Satz Z. 16 ff. von unten muß heißen: Die Vorstellung, der Mann am Ufer könnte „verlöschen", ist doch für das Bild geradezu komisch. Vom gesunden ... (Z. 15 von unten ist zu streichen).

Schriftwalter und Verleger: Kurt Fischer, Berlin-Frohnau. — Druck: Buchdruckerei A. Pabst, Königsbrück (Bez. Dresden).